Bilder
aus der schlesischen Heimat.

I. Am Ziel.

II. Aus der Jugendzeit. Freud' und Leid.

III. Ein Jahr in Josephsthal.

Erzählungen
für die reifere Jugend.

Von

Ottilie Stein.

Mit einem Titelbilde.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.

P. Bresciani's,

Verf. des „Juden von Verona",

Schriften.

Leben des ägyptischen Jünglings Abulcher Bisciarah Aus dem Italien. von Dr. A. Dietl. 8. 1 M. 15 Pf.

Edmund. Schilderungen aus dem römischen Volksleben. Aus dem Italien. in's Deutsche übertragen von C. Braun. 8. 3 M. 30 Pf.

Don Giovanni, oder: der geheime Wohlthäter. Aus dem Italienischen in's Deutsche übertragen v. C. Braun. 2te verb. Aufl. 8. 2 M.

Das Haus von Eis, oder: der Jäger von Vincennes. In's Deutsche übertragen von C. Braun. 2te Aufl. 8. 2 M. 70 Pf.

Der Jude von Verona. Historischer Roman aus den Jahren 1846 bis 1849. Aus dem Italien. übersetzt. 2 Bde. 5te Aufl. 8. 8 M. 40 Pf.

Lorenzo, der Conscribirte. Ligurische Erzählung von 1810 bis 1814. Aus dem Italien. in's Deutsche übertragen von C. Braun. 2te, verb. Aufl. 8. 2 M. 25 Pf.

Die Gräfin Mathilde von Canossa und Jolantha von Gröningen. Historischer Roman. 8. 4 M. 20 Pf.

Olderich, der päpstliche Zuave. Aus dem italien. Originale übersetzt von C. Braun. 8. 3 M.

Ubaldo und **Irene.** Geschichtliche Erzählungen aus den Jahren 1790 bis 1814. Nach dem italien. Originale übertragen von C. Braun. 2 Bde. 8. 8 M. 40 Pf.

Diese „geschichtlichen Erzählungen", 56 an der Zahl, welche zwei starke Bände umfassen, bedürfen wohl keiner weiteren Empfehlung; denn sie haben einen Verfasser, der sich durch seinen „Juden von Verona" und mehrere andere Erzählungen in Italien wie in Deutschland ungetheilten Beifall erworben hat. Besondere Vorzüge dieser Erzählungen, die wir kurz andeuten wollen, sind: sie halten zwischen dem zu Kurz und zu Lang die rechte Mitte und gestatten dem Leser, dessen Seelenkräfte sie in spannende Thätigkeit setzen, zur rechten Zeit wieder die nöthige Ruhe; die Schilderungen, die sie von Personen und Sachen geben, sind höchst anziehend und natürlich; ihr Inhalt beruht durchaus auf religiöser Grundlage und bringt viel Lehrreiches, indem er von den religiösen, politischen und socialen Zuständen der Jahre 1790—1814 ein getreues Bild entwirft. „Ubaldo und Irene" überragen also weit eine Masse von Erzählungen, die weiter nichts sind, als Nahrung für die Neugierde; während sie unterhalten, belehren sie zugleich und wecken den Sinn für's Edle, Wahre und Gute. Wir zweifeln daher nicht, daß diese Erzählungen dieselbe freundliche Aufnahme finden werden, derer sich die übrigen Schriften des Verfassers zu erfreuen hatten. Z.

Bibliothek

für die

reifere christliche Jugend.

Dreiundfünfzigster Band.

Ottilie Stein,

Bilder aus der schlesischen Heimat.

Mit einem Titelbilde.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.

Bilder
aus der schlesischen Heimat.

I. Am Ziel.
II. Aus der Jugendzeit. Freud' und Leid.
III. Ein Jahr in Josephsthal.

Erzählungen
für die reifere Jugend.

Von
Ottilie Stein.

Mit einem Titelbilde.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1887.

Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

I.

Am Ziel.

An der Promenade der schlesischen Mittelstadt B. liegt ein stattliches Haus. Seine breite Front zeigt wenig architektonischen Schmuck, aber die hohen Fenster, aus einer einzigen Spiegelscheibe bestehend und von kostbaren Vorhängen verhüllt, geben dem Gebäude ein freundliches Aussehen. Zu beiden Seiten des breiten Portales erheben sich gußeiserne Kandelaber, und auf dem platten Dache ragt eine mächtige Fahnenstange mit blinkendem Knopfe in die Luft. Der Raum zwischen der Straße und dem Hause zeigt einen sorgfältig gepflegten, halbkreisförmigen Rasenplatz mit geschmackvoll angelegten Strauchgruppen, und inmitten desselben erhebt sich auf dunklem Postament die kraftbewußte Gestalt der Minerva. Das matte Grau des Hauses bildet einen wohlthuenden Gegensatz zu dem parkartigen Hintergrunde. Kein leichtes Eisengitter schließt das Besitztum ab, sondern seine Begrenzung bildet ein fester Zaun von Baumästen, die kunstvoll ineinander verflochten sind. So liegt es in vornehmer Abgeschlossenheit zwischen den leicht gebauten Villen der Promenade und deren Miniaturgärten. Manchem

vorübergehenden Fremden entlockte dieser Anblick den Ausruf: „Glückliche Leute, die ein solches Heim besitzen!“ Die Einheimischen ließen derartige Ausrufe auch gelten, denn der Kaufmann Wegner, der Höchstbesteuerte des Ortes, der Besitzer dieses Anwesens, und seine Familie waren augenscheinlich auch glücklich.

Doch seit wenigen Wochen war bitteres Leid eingezogen in das stolze Haus. Adelheid, die einzige Tochter erster Ehe, war auf einer Spazierfahrt, bei der sie selbst das Gespann gelenkt, verunglückt. Die herrliche Familiengruft hatte dem blühenden Mädchen, der viel beneideten Erbin, an ihrem zwanzigsten Geburtstage ein bleibendes Obdach gewährt. Dieses an sich so traurige Ereignis aber war von noch traurigeren Folgen begleitet. Man erzählte sich von einem Bruch in der Familie, von den bedauerlichsten Mißverständnissen im Hause selbst.

Kommissionsrat Wegner war ein vorzüglicher Kaufmann, rasch im Handeln, hielt er doch mit Zähigkeit an dem einmal Erfaßten fest. Er hatte, als seine kleine, bei der Geburt verwaiste Adelheid kaum sechs Jahre alt war, die vermögenslose Witwe eines Gymnasiallehrers geheiratet und deren achtjährigem Söhnchen Johannes zugleich eine Heimat geboten. In seiner zweiten Ehe wurde ihm ein Töchterchen geschenkt, die jetzt dreizehnjährige Irene. Liebevolle Anhänglichkeit verband stets die Stiefgeschwister, sie waren eines Sinnes. Beide Schwestern vergossen allemal bittere Thränen, wenn der gute Bruder nach Beendigung der

Ferien das Elternhaus verlassen mußte, um fern der Heimat seinen Studien obzuliegen. Dieses schöne geschwisterliche Verhältnis war um so mehr anzuerkennen, als das Kleeblatt seitens beider Eltern mit einer gewissen Parteilichkeit behandelt wurde.

Adelheid war des Vaters ausgesprochener Liebling, von der Mutter dagegen wurde sie mit einer gewissen Mißgunst angesehen in Anbetracht des bedeutenden Vermögens, welches dem jungen Mädchen als mütterliches Erbteil zukam. Der Bevorzugte der Frau Wegner war Johannes, ein hochbegabter junger Mann. Irene wurde bis zum siebenten Jahre von allen im Hause als Spielzeug angesehen, jeder that ihr, der drolligen Einfälle wegen, den Willen. Es war dadurch in dem Kinde ein unbesiegbarer Trotz entstanden, der zum Schrecken der Umgebung zu Tage trat, als man Forderungen an seine Leistungsfähigkeit stellte. Der Vater, den nichts so sehr aufbrachte als Widerspruch, kümmerte sich bald wenig um seine Jüngste; der Mutter, welche durch gesellige Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen wurde, war das eigensinnige Kind häufig unbequem, sie ließ Irene allen Willen, nur um Ruhe zu haben. Adelheid und Johannes verzärtelten die heranwachsende Schwester wie früher und leisteten dem bösen Fehler immer mehr Vorschub. Der häßliche Trotz entfremdete ihr auch Lehrer und Mitschüler vollständig, und so ging sie aus eigener Schuld einsam durch die schönste Lebenszeit.

Heute, am zweiten Pfingsttage, saß sie ganz allein in einem Zimmer des Oberstockes. Vor dem breiten Fenster desselben eröffnete sich zwischen den Bäumen des Gartens hindurch ein prachtvoller Blick auf das nahe Gebirge. Die Einrichtung hier war, wie alles im Hause, einfach und gediegen, jeder Überfluß war vermieden, aber die Anordnung des Vorhandenen bewies entschiedenen Kunstsinn.

Irene war groß und kräftig gebaut, das ganz kurz geschnittene schwarze Haar gab ihr ein knabenhaftes Aussehen, das sich aber sofort verlor, wenn sich die Lider senkten, und die langen Wimpern die dunklen Augen bedeckten. Ihr schmuckloses, schwarzes Kleid mit der hohen Krepprüsche stach merkwürdig gegen die rote Tapetenwand ab. Sie hielt die Hände gefaltet, die Lippen fest geschlossen. Woran dachte sie nur?

Trübe Gedanken bewegten sie. Vor drei Wochen um dieselbe Stunde war das Schreckliche geschehen.

Irene hatte damals in der Schule bleiben müssen, um eine Antwort zu geben, die sie trotz wiederholten Fragens schuldig geblieben war. Aber kein Laut war über ihre Lippen gekommen, und die Lehrerin hatte, geduldig harrend, eine Weile bei ihr gestanden. Atemlos erschien da der Diener des Herrn Kommissionsrates, und nach einigen kurzen Mitteilungen an die Lehrerin wurde Irene von dieser mit den Worten entlassen: „Kind, gehe rasch nach Hause, Deiner guten Schwester ist ein Unfall begegnet, sie will Dich sehen!" Eine unerklärliche Angst war in ihrem Herzen auf-

gestiegen, aber schnell vom Trotze verdrängt worden. „Schlimm wird es nicht sein,“ dachte sie bei sich, „Papa will mich nur zu Hause haben, um wieder zu schelten; das ist so eilig nicht!“ Und ohne der Bitten des alten Dieners zu achten, war sie auf weitem Umwege der Villa zugeschritten. In der Nähe derselben hatte sich eine Menge Schulkinder zu lebhafter Unterhaltung zusammengefunden. Gerade als Irene vorüberging, behauptete eine Knabe: „Sie ist tot, der Kopf war ans Brückengeländer geschleudert worden.“ „Wer,“ fragte Irene neugierig, „ist tot?“ „Wegners Adelheid,“ erklang mehrstimmig die Antwort. „O weh, was habt ihr angerichtet,“ rief ein großes Mädchen, „das ist ja die Irene.“ Diese aber stürmte davon und sank im Wohnzimmer bewußtlos neben dem Ruhebette nieder, auf dem die soeben entschlafene Schwester gebettet worden war. Und dann die entsetzlich jammervollen Tage! Der dumpfe Schmerz des Vaters, die fürchterliche Aufregung des Bruders, die nervöse Geschäftigkeit der thränenreichen Mutter! Und zu all dem Jammer die eigenen Gewissensbisse, aus Trotz der Schwester den letzten Wunsch versagt zu haben! Schwere Thränen entströmten ihren Augen und regungslos saß sie da.

Plötzlich drangen Stimmen aus dem Nebenzimmer zu ihr. Rasch tilgte sie die Spuren des Schmerzes: „Das brauchte ja niemand zu wissen.“ Sie wollte fort, aber der Klang ihres Namens fesselte sie an die Stelle. Drinnen sprach die Mutter: „Sie meinen

also, Herr Justizrat, es sei zweifellos, daß Irene die alleinige Erbin meines Mannes wird?"

„Wenn der Herr Kommissionsrat ohne Testament sterben sollte, gnädige Frau, ganz gewiß. Er scheint nämlich gesonnen, das Vermögen des jungen Fräuleins wohlthätigen Stiftungen zu überweisen."

„Es soll mein Streben sein, ihn daran zu hindern, je ein Testament zu machen. Ich weiß es, er liebt Irene nicht, er würde ohne Bedenken ihr diesen Teil, der ihr durch das sehr bedauerliche Unglück zugefallen, entziehen."

Die Stimmen entfernten sich nach dem Salon hin. Das junge Kind indessen stützte sich fest auf die Marmorfensterbank und wiederholte leise: „Er liebt mich nicht," und mit blitzenden Augen setzte sie hinzu: „Dann will ich auch nichts von ihm, gar nichts!" Noch ein Weilchen stand Irene so, ins Leere blickend, dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem Garten zu. Auf dem breiten Kieswege, der das mit Monatsrosen bepflanzte Rondell begrenzte, wurde in einem leichten Fahrstuhle ein junges Mädchen von einem älteren Herrn gefahren. Die Kranke war sorglich eingehüllt, ihr schmales, durchsichtig blasses Gesicht flößte unwillkürlich Mitleid ein. Der Herr lenkte den Stuhl unter eine prächtige Linde, in deren Schatten eine Gruppe eiserner Gartenmöbel stand, sprach einige freundliche Worte und kehrte dann zum Hause zurück. Irene wartete noch, bis sie annehmen konnte, der Buchhalter Mende — so der Name des Herrn — sei in Papas

Zimmer eingetreten, dann eilte sie ungehört, die mit weichen Decken belegte Treppe hinab, über die Terrasse an der Rückseite des Hauses in den Garten. Ganz vorsichtig drängte sie sich unter den hohen Bäumen der Allee hin und bedeckte plötzlich mit ihren Händen die heißen Augen der Kranken, die unverwandt nach den blauen Bergkuppen schaute.

„Irene, Du bist's!" rief eine liebe, sanfte Stimme.

„Ja, liebe Hilde, wie gut, daß Du heute gekommen!"

„Gekommen?" — klang schmerzlich die Entgegnung, „das werde ich wohl nie mehr können, ich werde immer kränker."

„Nicht doch, nein, nein, Du wirst gesund werden, sicherlich!" sprach hastig Irene, und sie stieß den Fahrstuhl schweigend weiter bis an das äußerste Ende des Gartens. Dort befand sich ein in der Höhe des Zaunes aufgeworfener Erdhügel, mit Tannenbäumchen bestanden, in seiner Mitte erhob sich eine schöne Hängeesche. Bedächtig stieß Irene den Fahrstuhl herauf und schob ihn neben die Rasenbank unter der Esche, auf welcher sie Platz nahm. Sorglich zog sie die wollene Decke der Kranken zurecht und erfaßte ihre Hand. Es war nicht dieselbe Irene, die eben noch bittere Worte des Trotzes gesprochen, sie war plötzlich wie ausgetauscht, ein milder, verständiger Zug lag auf dem Kindergesicht, und die dunklen Augen blickten seelenvoll.

„Hildegard," begann sie, „wird sich Dein Väterchen

nicht ängstigen, wenn er Dich nicht an der gewohnten Stelle findet?"

„Ach nein, ich glaube nicht; ich habe ihn ja gebeten, Dich zu mir zu schicken."

„Aber Du wärest gewiß lieber vorn geblieben, wo man die schönen Berge sehen kann?"

„Wenn Du bei mir bist, Irene, da ist es mir gleich, wo ich bin."

„Schmeichelkätzchen!" drohte diese. „Doch sag', was hast Du gestern gemacht? Es war ja Feiertag, warum hat Dich Dein Vater nicht herübergefahren?"

„Ich habe zu stark gefiebert, nur in der Mittagsstunde konnte Mütterchen mich im Holzhofe herumkutschieren."

„Das ist kein großes Vergnügen, meine ich!"

„O, ich habe doch viel Spaß dabei gehabt. Ich stellte mir vor, im prächtigen Wagen durch eine große Stadt zu fahren. Jeder Holzschober mußte als Palast erscheinen, in dem Grafen, Minister und schöne Damen aus- und eingingen, und als wir an das Birken- und Bohnenstangenlager kamen, da dachte ich, ich sei im Hafen und zählte die Masten der Schiffe und bevölkerte sie mit Seefahrern aller Nationen. Froh kam ich von dieser Reise in mein Zimmerchen zurück und ließ mir von meinem lieben Fink muntere Lieder vom Walde draußen vorsingen!"

Aufmerksam hörte Irene zu, und als Hildegard nun eine Pause machte, sagte sie nur: „Erzähle weiter, bitte, das ist so hübsch."

„Weißt Du,“ begann Hilde der Aufforderung folgend, „gegen Abend kam der Herr Kaplan, um mit dem Vater wegen meines Religionsunterrichtes zu sprechen. Er wird alle Wochen einmal zu uns kommen und mich unterrichten. Ich freue mich sehr darauf, ich lerne so gern.“

Irene blickte auf. „Ich lerne nicht gern, aber ich möchte mit Dir Stunden nehmen, geht das?“

Wie heller Sonnenschein zog es über das Gesicht der Kranken.

„Irene, das wolltest Du? Ach, das wäre gar zu schön! Bitte Deinen Papa, der erlaubt es gewiß.“

Plötzlich wich die Sanftmut aus Irenens Zügen, und heiser auflachend sagte sie: „Den bitte ich nicht, dann mag es lieber bleiben.“

Hildegard blickte sie erschrocken an und rief fast angstvoll: „Liebste Irene, was sagst Du da? Wie sprichst Du von Deinem Papa? Was ist denn geschehen?“

Diese fuhr trotzig heraus: „Ich darf so sprechen, denn mein Papa liebt mich nicht.“

„Um Gottes willen, rede nicht so! Ein Vater sein Kind nicht lieben, das ist ja unmöglich, und nun noch Dein Papa, der so herzensgut ist.“ —

„Ja, gut gegen alle, zu mir allein nicht, niemals thut er, was ich will und schilt mich immer aus.“

„Irene, Du bildest Dir etwas ein; Du bist gereizt heute, denn Du kannst es ja so nicht meinen, wie Du sprichst.“

„Mama hat es selbst gesagt, er liebt Irene nicht; ich weiß es nicht allein von mir."

Hildegard war ratlos; sie fand der Freundin Geisteszustand unfaßbar. Sie, die in jeder Minute von der rührendsten Liebe und Sorgfalt ihrer Eltern umgeben war, konnte sich unmöglich in Irenens Lage versetzen. Brennendes Rot bedeckte ihre Wangen, und fast hörbar klopfte das aufgeregte Herz.

„Irene, glaub's doch nicht!" flehte sie, „es ist ja bitteres Unrecht, so etwas zu denken."

Diese konnte nichts erwidern, denn eben kam Herr Mende den Hügel herauf, grüßte die Tochter seines Prinzipals fast respektsvoll und wandte sich an Hilde: „Es wird Zeit, Kleine, zur Rückkehr, die Abende sind noch kühl, später im Sommer bleiben wir länger!"

„Adieu, liebe, liebe Irene," rief Hilde und drückte ihr warm die Hand, dabei streifte sie ein bittender Blick.

Irene bückte sich zu ihrem Ohre herab und bat: „Komme recht bald wieder!" Dann blieb sie, den Arm um den Stamm der Esche geschlungen, in Gedanken versunken stehen, während Herr Mende sein krankes Töchterchen dem Ausgange des Gartens zufuhr.

* * *

Die Wohnung des Buchhalters Mende lag inmitten des großen Wegnerschen Holzplatzes vor dem Stadtthore. Das nette, im Schweizerstil erbaute Häuschen enthielt außer derselben die Bureaus. Üppig wuchernder wilder Wein umzog dicht die Giebelseite

bis zum First, und an derselben, nach Süden hin, war Hildegards Zimmer. Die Einrichtung dieses kleinen, viereckigen, helltapezierten Raumes bestand in einem Himmelbette mit blauen Vorhängen und einem Ruhebette. Die Gipsstatue des guten Hirten, ein kleines Bücherregal und ein zierliches Vogelbauer mit einem zahmen Fink bildeten den Wandschmuck. Von der Mitte der Decke hing an blanken Ketten eine schmucklose Glasampel mit blauer Lampe herab. Seit vier Jahren brachte Hildegard an diesem Orte den größten Teil ihrer Zeit zu. Sie war früher ein blühendes Kind gewesen, da hatte sie, in ihrem elften Jahre, eine Rippenfellentzündung aufs Krankenlager geworfen. Sie genas zwar, aber um einen hohen Preis; sie verlor die Fähigkeit, ihre Glieder zu gebrauchen. Die frommen Eltern ertrugen dieses Leid um des Kindes willen mit beispielloser Geduld, und Hildegard, die durch Tiefe des Gemütes ausgezeichnet war, empfand in ihrem dankbaren Herzen kaum, welch unendliche Fülle von Jugendlust ihr versagt blieb. Sie hatte nach der Heimkehr den Fahrstuhl mit dem Ruhebette vertauscht, und ihre gute Mutter, eine schlichte Frau von echter Herzensbildung, brachte ihr das bescheidene Abendbrot.

„Liebe Hilde, Du bist ja wieder so heiß, fühlst Du Dich schwach?" fragte angstvoll die Mutter.

„Nein, Mütterchen, ich bin ganz wohl, aber ich denke nur an Irene, und da könnte ich weinen."

„Was giebt es denn, Herz? Sprich Dich aus,

das beruhigt,“ und sie stellte das Geschirr fort und setzte sich zu ihr.

„Ach, Mütterchen, Irene liebt ihren Papa nicht, ist das nicht entsetzlich?“

„Wie kommst Du darauf, Kind?“

Hilde berichtete fast wortgetreu das Gespräch mit der Freundin, worauf die Mutter erwiderte:

„Irenens Zustand ist beklagenswert, lasse uns heute für sie beten. Ich will auch mit Vater überlegen, ob wir ihr nicht zur Erfüllung des ausgesprochenen Wunsches verhelfen können.“ Hildegard wurde ruhiger und plauderte heimlich mit der guten Mutter, bis die Dunkelheit vollständig hereinbrach. Nun kam der Vater mit der Lampe, rückte ein rundes Tischchen dem Ruhebette nahe und begann mit der Tochter Schach zu spielen, während die Mutter, mit Lesen beschäftigt, nur von Zeit zu Zeit einige heitere Bemerkungen dazwischen warf.

„Matt, matt, matt,“ rief Herr Mende, als er bei der letzten Partie absichtlich das Spiel verloren hatte, „und Königin Hilde ist es auch, darum zur Ruhe.“

Bald ruhte Hilde sanft schlummernd, die Eltern aber saßen noch lange vor der Thüre des schmucken Häuschen und ergötzten sich an dem Festtagsfrieden des Pfingsttages.

Frau Mende, die eine bewunderungswürdige Ausdauer zeigte, wenn es galt, anderen Gutes zu erweisen, lenkte das Gespräch auf Irene. Sie bat ihren

Mann, den Herrn Prinzipal zu bitten, daß dieselbe an Hildes Unterrichte teilnehmen dürfe.

„Der Herr Kommissionsrat wird dagegen kaum etwas einzuwenden haben; es ist recht traurig, wie gleichgültig er sich seiner Familie gegenüber zeigt," entgegnete Herr Mende.

„Ist es wirklich so, wie die bösen Leute sich erzählen, Adolf, haben sich drüben Mißverständnisse eingeschlichen?"

„Leider, leider, und es kann dort zum Ärgsten kommen. Du weißt, er beharrt auf seiner einmal gefaßten Meinung im Guten wie im Bösen. Die Frau Rätin aber ist sehr empfindlich, sie erträgt nicht den Schatten des Mißtrauens."

„Inwiefern könnte aber der Herr seiner Gattin Mißtrauen zeigen?"

„Annchen, das ist ein psychologischer Vorgang, der seinen Grund in den letzten Ereignissen hat. Die Frau Rätin hatte -- das war ja augenscheinlich — keine Vorliebe für das selige Fräulein, sie stand um derentwillen häufig in Opposition zu ihrem Gatten. Nun will es ein unglücklicher Zufall, daß sie, gerade heute vor drei Wochen, der Ansicht des Vaters entgegen, vielleicht zum ersten Male Fräulein Adelheid gestattete, allein auszufahren. Und diese einzige Bitte, die sie der Stieftochter ohne Einwand gewährt, hatte den verhängnisvollen Ausgang. Niemand wird der Frau Rätin eine direkte Schuld an dem Unglücke beimessen, und Herr Wegner hätte auch das Fürchterliche

schweigend ertragen, wenn nicht die Art ihrer Trauer und Teilnahme etwas — ich möchte sagen — Unzartes an sich hätte. Ich wurde heute erst unfreiwillig zum Lauscher, als sie den Gatten vor dem Bilde Adelheids antraf. Sie faßte ihn unter den Arm und rief: Konstantin, das Recht gehört den Lebenden! Vielleicht hat Dir Gott Adelheid nur genommen, damit Du Deines anderen Kindes Dich erinnerst. — So, so, das ist's, sagte er mit scharfer Betonung und ließ sie stehen. Die Frau Rätin aber ging leichenblaß an mir vorüber."

„Arme Irene, wenn es so aussieht, dann bist Du sehr zu bedauern!" sprach Frau Mende bewegt.

„Annchen, wir können wenig daran ändern, danken wir nur dem lieben Gott, daß er uns gegenseitiges unerschütterliches Vertrauen geschenkt hat."

*
* *

Irene hatte gegen acht Uhr das Speisezimmer betreten, woselbst der Papa bereits Zeitung lesend saß.

„Guten Abend," sagte sie beim Eintreten.

„Guten Abend," erwiderte der Vater ohne aufzusehen.

Nach einer Viertelstunde zog er die Uhr und schellte. Der Diener trat ein.

„Bitten Sie die Frau Rätin zu Tisch!"

Der Diener kam zurück. „Frau Rätin wünschen auf ihrem Zimmer zu speisen."

„Gut, — Auftragen! — Irene komm' her."

Der Diener präsentierte, und als die beiden sich

vorgelegt, ging er, des Winkes gewärtig, ins Vorzimmer.

„Warst Du heute auf dem Friedhofe?" forschte der Vater.

„Ja, Papa!"

„Wer hat die schönen Rosen unter das Mooskreuz gelegt, weißt Du's, Irene?" — Sie schwieg.

„Bist Du es gewesen? Es hat mich gefreut. So rede doch!" Keine Antwort.

„Gerade so eigenwillig wie Deine Mutter," sagte Wegner in höchstem Ärger und beachtete sie nicht mehr. Irene aber erhob sich nach beendetem Mahle und ging wortlos hinaus.

„Das muß anders werden hier! Solche Zustände sind unerträglich," rief der Hausherr und durchschritt aufgeregt das Zimmer.

Oben klopfte Irene an Mamas Salon. Sie fand diese im bequemen Schlafrock auf dem Sofa liegend, das Taschentuch an die Augen gedrückt. Beim Eintritte der Tochter sah sie auf und sprach matt: „Ach, Irene, Kind, ich bin so angegriffen, lasse mich allein mit meinen Gedanken. Nimm Dir ein Buch oder hole Susanna herauf zu Dir."

„Ich wollte Dir nur gute Nacht sagen, Mama!" erwiderte Irene gedrückt.

„Gute Nacht, Herz!" und sie drängte sie sanft von sich.

Irene ging nicht das Kammermädchen Susanne rufen; sie braucht ja niemand, sie konnte allein sein.

Aber im Grunde ihrer Seele schlummerte doch ein besseres Empfinden, das den Trotz in dieser Abendstunde verdrängte und sie niederzwang vor ihrem Lager, um stürmisch zu flehen: „Mein Gott, gieb doch meinen Eltern ein wenig Liebe zu mir!"

Die Spannung, die am zweiten Pfingsttage in der Familie Wegner zum erstenmal vor dem Dienstpersonale zu Tage getreten war, wich nicht; täglich wurde es unheimlicher im Hause.

Einige Tage nach dem Feste brachte der Buchhalter Mende gelegentlich bei seinem Prinzipal die Bitte vor, der Herr Kommissionsrat möge Irene gestatten, sich an dem Unterrichte seiner Tochter zu beteiligen. Wie er erwartet lautete die Antwort zusagend.

„Lieber Mende, ich habe nichts dagegen, aber es wird unser Plan an dem Trotzkopfe scheitern. Mir wäre es sogar angenehm, wenn Irene in allen Unterrichtsfächern mit Hildegard unterrichtet werden könnte; seit sie in der öffentlichen Schule ist, macht sie mir doch nur Verdruß."

Mende entgegnete: „Des jungen Fräuleins eigener Wunsch hat meine Bitte veranlaßt, darum bin ich überzeugt, daß sie auch mit dem zweiten Projekt einverstanden wäre."

„Da kommt sie gerade, wir wollen hören!"

Irene folgte dem Winke des Vaters, und als sie erwartend vor ihm stand, begann er ohne Umschweife: „Du sollst von nun an einige Unterrichtsstunden mit

Hildegard Mende haben, vorläufig bis zu den Ferien, und es hängt von dir ab, ob es länger geschehen wird."

Eine feine Röte überzog ihr Gesicht, langsam erhob sie die Hand, als wollte sie diese dem Vater reichen, aber rasch zog sie sie zurück und sagte nur: „Ich danke." Es blieb zweifelhaft, wem das Wort galt.

Der Kommissionsrat aber war sichtlich überrascht, er blickte sein Kind erstaunt an und sagte in ungewöhnlich mildem Tone: „Geh', Irene, sage Deiner Mutter, welche Veränderung ich in Bezug auf Dich getroffen."

Sie verbeugte sich wie eine erwachsene Dame gegen die beiden Herren und verließ das Zimmer.

Die Herren trennten sich befriedigt, indem der Prinzipal die Hoffnung aussprach, Hildes Umgang würde veredelnd auf seine Tochter einwirken.

Nach Verlauf von acht Tagen begann der gemeinsame Unterricht der beiden Mädchen. Mit Spannung erwartete Hilde den Beginn der ersten Stunde, auch Irene war lange vorher zur Stelle; sie mochte es sich selbst nicht eingestehen, und doch war sie höchlichst interessiert bei der Sache. In Mendes schlichtem Wohnzimmer saßen die Schülerinnen bald dem geistlichen Lehrer gegenüber. Nach kurzer Anrufung des heiligen Geistes erklärte er in der Overbergschen Manier, von der Bibel ausgehend, das vierte Gebot. Hildegard war Feuer und Flamme; ohne je den Katechismus auswendig gelernt zu haben, wußte sie in einfacher, kindlicher Weise ihre Pflichten zu nennen und fand treffende Beispiele, freilich ihrem engen

Anschauungskreise entnommen. — Irene hörte mit gesenkten Lidern aufmerksam zu, aber ihre Antworten klangen stockend, als ob sie innerlich im Zweifel über das Gehörte wäre.

„Ich hoffe, wir werden uns miteinander befreunden," schloß der geistliche Herr und überließ die Freundinnen sich selbst.

„Was sagst Du," fragte Hilde, „ist das nicht herrlich?"

„Ich denke," antwortete Irene, „ich werde nun noch etwas lernen." Dabei setzte sie den Hut auf.

„Bleib' doch noch ein Weilchen hier, bitte!"

„Nein, Hilde, ich komme später noch einmal wieder, um die Arbeiten zu machen, die wir aufbekommen haben. Jetzt mußt Du ruhen, sonst strengt es Dich zu sehr an. Adieu, bis nach vier Uhr."

* * *

Zu Hause angekommen, vernahm Irene im Wohnzimmer laute Stimmen. Papa sprach heftige Worte, deren Verständnis ihr fehlte, Mama aber weinte. Unbemerkt trat sie im Bureau an Papas Schreibtisch, und einem Impulse folgend, schrieb sie an den Bruder Johannes. Sie bemerkte es nicht, daß kurze Zeit darauf der Vater hereinkam und wollte eben den Bogen umwenden, als er sie anherrschte:

„Was thust Du hier?"

Mechanisch bedeckte sie das Geschriebene mit dem Löschblatte.

„Machst Du Schularbeiten?"

„Nein.“

„So zeige!“

Sie biß die Lippen zusammen, häßlicher Trotz entstellte die weichen Züge, und blitzschnell knitterte sie das Papier zusammen. Ebenso rasch aber erfaßte der Vater die Hand und entriß ihr die Hälfte des Bogens.

„Ich werde Deinen Starrkopf schon brechen!“

Er glättete das Papier und las:

„Es ist zu traurig, Johannes, Du kannst es Dir nicht vorstellen. Daß Papa mich nicht leiden mag, würde ich ertragen, aber daß Mama so ausstehen“ — —

„Geh' mir aus den Augen, Du böses Kind. Willst Du noch mehr Zwietracht säen! Soll es auch noch der Bruder wissen, daß hier die bösen Geister eingezogen? Wenn Du Deinen Vater so verrätst, bist Du ja nicht wert, daß er Dich gern hat.“ Und da Irene keine Anstalten traf, hinauszugehen, faßte er sie mit eisernem Griffe am Arme und schob sie ins Nebengemach.

„Vater!“ schrie sie in höchstem Schmerze auf, aber ungehört verklang ihr Ruf. Hastig gewann sie ihr Zimmer, und heftiges Schluchzen durchzitterte ihren Körper. Erst gegen Abend war sie soweit Herr über sich, zu Hilde gehen zu können.

Der Sommer verging. Im Wegnerschen Hause herrschte unheimliche Stille. Jeder gesellige Verkehr war der Trauer wegen abgebrochen worden. Man traf keine Vorbereitungen zu einer Reise, wie sie seither alljährlich unternommen worden war. Die Familien=

glieder waren ausschließlich auf sich angewiesen, und doch lebte jedes ein Sonderleben. Der Kommissionsrat vergrub sich in seine Geschäfte, war aufbrausend und unerbittlich streng im Hause, seine Gemahlin aber war in beständiger nervöser Erregung. Aus einem Mißverständnis, bei dem sich keines Mühe gegeben hatte, einen Ausgleich herbeizuführen, war eine Kette von Verdrießlichkeiten entstanden, die sich täglich verlängerte, und die wie eine schwere Fessel von den Eheleuten mit sich geschleppt wurde. Keines dachte daran, sich an den Helfer in aller Not, den besten Ratgeber, zu wenden. Das Christentum war nur äußere Form in der Familie. Das Zerwürfnis der Eltern hatte natürlich den traurigsten Einfluß auf Irene. Sie lebte sich selbst in ein unnatürliches, sündhaftes Vorurteil gegen den Vater hinein und betäubte absichtlich jede bessere Regung. Von der Mutter wurde sie oft mit stürmischen Liebkosungen überhäuft, oft fast ungeduldig zurückgewiesen.

Aber der liebe Heiland sucht überall das verlorene Schäflein. Seine nie ruhende Gnade pochte unaufhörlich an Irenens Herz. Der treffliche Unterricht, den sie genoß, brachte nach und nach die Eisrinde, die ihr besseres Selbst umlagerte, zum Schmelzen. Durch Hildes rührendes Beispiel wurde sie eine gewissenhafte Schülerin, und das Interesse an der Sache erwachte. Als Frau Mende mit ihrer richtigen Menschenkenntnis diesen Fortschritt wahrgenommen, gedachte sie der heilenden Kraft der Arbeit und ver-

suchte, dem jungen Mädchen gelegentlich einige schnellfördernde Handarbeiten zu lehren. Irene fand Vergnügen daran und wurde unaufgefordert die Schülerin dieser ausgezeichneten Frau. Immer häufiger kam sie in das Haus des Buchhalters, und immer empfänglicher wurde ihr Inneres für den anheimelnden, häuslichen Frieden.

Nun war es August. Irene erwartete mit Sehnsucht die Ankunft des Bruders, der die Ferien in der Vaterstadt zu verleben gedachte. Sie hatte zu seiner Überraschung eine hübsche Schreibmappe soeben fertig gestellt und war im Begriff, sie der Mama vorzulegen. Darum suchte sie diese bei der Rückkehr von Mendes sofort in ihrem Zimmer auf. Es war leer. Sie lief in den Speisesaal; niemand war dort; nun suchte sie im Salon; auch da keine Seele. Sie durchsuchte den Garten; umsonst, Mama war nicht zu finden. Nun wandte sie sich an die Zofe: „Susanne, wo ist die Mama?“

„Frau Rätin sind ausgefahren und haben für Fräulein Irene einen Auftrag hinterlassen, hier ist der Brief!“

Irene flog förmlich die Treppe hinauf. Eine Beklemmung drohte sich ihrer zu bemächtigen, sie hatte das unbestimmte Gefühl, als wäre etwas Schreckliches geschehen, rasch flog das Couvert zur Erde, und sie las:

„Geliebtes Kind!

Mit heißen Thränen und blutendem Herzen lasse ich Dich kurze Zeit allein im Hause Deines Vaters. Ich werde dahin nicht mehr zurückkehren und hoffe, Dich durch Entscheidung des Gesetzes bald wieder mit mir zu vereinigen. Ich halte mich bei Tante Charlotte auf, woselbst ich mit Johannes zusammentreffen werde. Schreibe mir unter der Adresse der Tante. Die Dienerschaft soll vorläufig in dem Glauben erhalten werden, ich sei nur auf Reisen gegangen. Am schwersten ist es mir, in dieser Weise von Dir Abschied nehmen zu müssen, aber es geschieht nur um Deinetwillen und wegen Deiner Zukunft. Mit tausend Küssen

Deine

unglückliche Mutter."

Irene war noch zu jung, um den ganzen Umfang des Unglücks zu erfassen, das sie getroffen. Ein schneidendes Weh bemächtigte sich ihrer, und ein Kampf entstand in ihrem Innern, der erschütternd wirkte.

Trennung der Eltern! das durfte ja nicht sein, das verbot die Kirche, deren heilige Lehren ihr gerade jetzt so eindringlich gemacht wurden. Bei ihrem Grübeln kam sie zu dem Schluß: O Mutter, wie tief verletzt mußtest Du sein, daß Du so gehen konntest aus dem schönen Heim, wo wir alle früher so glücklich waren. Als sie dies aussprach, stand die Gestalt des Vaters plötzlich in anderem Lichte vor ihr, und sie dachte

weiter: Armer Vater, erst hast Du Deinen Liebling verloren und nun gehen auch die von Dir, die Dir ein Trost sein sollten. Und nun kam ihr der Gedanke, ob sie selbst nicht beigetragen zu der Entfremdung der Eltern? Und weil sie mit Aufrichtigkeit zum erstenmal an die Selbstprüfung ging, fand sie auch vieles, was sie sich zum Vorwurfe machen mußte, namentlich ihr widerspruchsvolles Verhalten dem Vater gegenüber. Heute erst hatte sie die wunderbare Lehre des Heilandes in dem Gleichnis vom verlorenen Sohne gehört, und es war ihr, als müßte sie ausrufen: „Vater, ich habe gesündigt.“ Ihre Gedanken übten Zauberkraft, denn in demselben Augenblicke stand der Vater auf der Schwelle des Zimmers. Sein bleiches, verstörtes Aussehen, das ihn um Jahre älter erscheinen ließ, verriet der Tochter, wie tief er litt. Auch ihm genügte ein Blick auf das verweinte junge Geschöpf, um zu erraten, was sein Kind bewegte. Das gemeinsame Leid ließ sie ihre Zusammengehörigkeit empfinden, und Irene wich nicht scheu zurück, als der Vater sie plötzlich an sich zog und leise sprach: „Mein armes, einsames Kind, wie viel haben wir an Dir gut zu machen!“ — Dann saßen sie beide Hand in Hand auf dem Sofa, und der Vater sprach in der schonendsten Weise von dem Ereignis, das sie so sehr aufregte und schloß mit den Worten: „Sei ruhig, Irene, die Mama kommt gewiß zurück, und dann soll es ein ungetrübt glückliches Familienleben geben.“ Sie aber bat in plötzlich erwachtem kindlichen Vertrauen: „Lasse

mich zur Mama, ich will sie recht bitten, wiederzukommen." „Nein, liebes Kind, das muß meine Aufgabe sein!" entgegnete der Vater.

Irene schrieb noch am selben Abende einen langen Brief an die Mutter und schlief mit der schönen Hoffnung ein, diese würde ihren Bitten nicht widerstehen können. Aber es vergingen Wochen um Wochen, ohne daß ihre heißen Wünsche sich erfüllten. Sie empfing häufig zärtliche Briefe, aber die Schreiberin selbst blieb aus. Der Vater wurde von neuem verschlossen und reizbar, obwohl er sich Irene gegenüber sichtlich beherrschte. Diese beschränkte ihren Verkehr bei Mendes auf das notwendigste, aus Furcht, man könne die lange Entfernung der Mutter erwähnen.

Es war jetzt Herbst; trostlos und öde draußen und drinnen, heulend fuhr der Sturm ums Haus und jagte die welken Blätter an die Scheiben. Irene erwartete im Eßzimmer den Vater. Er kam lange nicht, endlich erschien er, und die Tochter gewahrte im Zwielicht zum erstenmal, wie sehr er gealtert. Er begann: „Irene, ich hoffe, Du wirst mich mit Vernunft anhören. Die Mama kommt vorläufig nicht zurück. Es ist daher nicht thunlich, daß Du länger in einem Hause bleibst, dem keine Hausfrau vorsteht. Ich werde Dich in eine Pension schicken!"

„Vater, thue das nicht, thu's nicht!" bat sie flehentlich, „wenn ich nicht bei Dir oder Mama bleiben kann, so lasse mich zu Mendes gehen!"

„Überlege selbst, Kind, das ist unmöglich. Füge

Dich meinem Wunsche, denn es ist das Beste für Dich, Du gewinnst Zeit, Deinen Entschluß zu fassen, wessen Pflege Du später übernehmen willst!"

„Das weiß ich, ich pflege euch beide!"

„Irene, gewöhne Dich beizeiten, anders zu denken, Du könntest sonst bitter enttäuscht werden."

Der Kommissionsrat wurde abgerufen, und das junge Mädchen, das durch die traurigen Verhältnisse in seinem Denken und Empfinden weit seinen Jahren voraus war, stand eine Weile starr inmitten des Zimmers und eilte dann trockenen Auges hinaus. Mechanisch schlug Irene den Weg zum Holzhofe ein und überschritt die Schwelle des Mendeschen Wohnzimmers. Hilde war dem Arbeitstische der Mutter näher gerückt und hielt Wolle. Herr Mende las beiden vor. Es war ein Bild des schönsten häuslichen Friedens. Der Eintretenden drängte sich der Kontrast mit der Zerrissenheit im eigenen Heim so gewaltig auf, daß sie der mühsam erkämpften Selbstbeherrschung vergaß und, in lautes Schluchzen ausbrechend, sich an den Thürpfosten lehnte. Hilde ließ, jäh erschreckend, die Wolle fallen, Herr Mende sprang auf, aber Frau Mende hielt sie schon umfaßt und fragte mit mütterlicher Zärtlichkeit:

„Was ist's, Irene, was erschüttert Dich so sehr?"

„Ich soll fort aus dem Hause in ein Pensionat, weil —"

Hilde hörte das „Weil" nicht, sie rief nur in Bestürzung: „Wer verlangt das, Irene, sag's!"

Frau Mende, die mit richtigem Instinkt begriff, daß hier etwas vorgegangen, was ihrer kranken Tochter besser verschwiegen blieb, nahm Irene unter den Arm und ging mit ihr über den Hausflur in das kleine Fremdenstübchen.

„Herzchen, nun sind wir allein; willst Du mir Dein Vertrauen schenken?"

„Sie sind so gut zu mir, sie werden es auch niemand sagen, nicht wahr?"

„Gewiß, nur meinem Manne, Irene, der darf's doch wissen?"

„Ja, aber er muß es geheim halten. Ich dürfte es auch nicht verraten, aber ich muß es sagen, es ist mir zu schwer, ach, und ich weiß nicht, was ich thun soll!"

Liebevoll tröstete Frau Mende die heftig Weinende, und Irene brachte stockend hervor: „Mama will nicht mehr heimkehren, Papa sagt es, und deshalb soll auch ich fort, weil ich nicht länger mit den Dienstboten allein bleiben kann!"

Frau Mende hatte lange das Schlimmste geahnt, aber ihre eigenen Vermutungen als ein Unrecht zurückgewiesen. Diese Nachricht war zweifellos wahr. Tiefes Mitgefühl mit dem Kinde, aber auch mit den irrenden Erwachsenen durchdrang ihre Seele. Vergebens suchte sie nach Trostworten. Irene klagte: „Liebste Frau Mende, was soll ich thun? was soll ich thun?" —

„Vor allem mußt Du gehorchen, Du mußt thun, was Dein Vater verlangt."

„Fort soll ich? Das kann ich nicht! Wenigstens nicht unter Fremde; dann will ich zur Mama!"

„Gutes Kind, lasse mich einmal ausreden, ich will mit Dir sprechen, als wärest Du zehn Jahre älter. Irene, wie ich bis jetzt die Sachlage erkenne, verlangt der liebe Gott von Dir die Lösung einer hohen Aufgabe. Du fühlst es, Deine Eltern müssen wieder zusammenkommen, und ich sage Dir, Du kannst die Zeit des Irrtumes abkürzen. Zuerst aber: Richte nicht, richte um Gottes willen nicht, sondern denke des vierten Gebotes: Du sollst Vater und Mutter ehren, — und dann nimm Dir fest vor, dem lieben Gott jede Überwindung in der Meinung aufzuopfern, daß der Friede eueres Hauses wieder hergestellt werde."

Aufmerksam hatte Irene zugehört; nun fragte sie: „Kann man sich denn für andere opfern? Hilft das wirklich?"

„Sicherlich, das Opfer ist das wirksamste Mittel, den Himmel zu erstürmen."

Das Haupt in die Hand gestützt, saß Irene kurze Zeit schweigend da, dann sprach sie langsam: „Es ist sehr schwer, aber ich will's Papa sagen, daß ich gehorchen werde."

Es klopfte leise an die Thür. Als Frau Mende öffnete, begrüßte sie ein hochgewachsener junger Mann:

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Frau Mende?"

„Ich glaube Herrn Hiller zu sehen!"

„Johannes Hiller; ich wollte mir zu fragen erlauben, ob mein Schwesterchen hier ist?"

Bei dem Klange dieser Stimme eilte Irene herbei und lag mit dem Freudenrufe: „Johannes!“ in den Armen des Bruders.

„Ich bin vor einer halben Stunde eingetroffen und konnte den Papa leider noch nicht sprechen, darum suchte ich Dich zuerst. Wollen wir zusammen nach Hause gehen, Kleine?“

Sie nickte stumm, drückte Frau Mende innig die Hand, hing sich an des Bruders Arm und ging mit ihm davon.

Es fing bereits an zu dunkeln.

„Bleibst Du jetzt lange bei uns, Johannes?“ fragte Irene.

„Wir wollen in Deinem Stübchen davon plaudern, lasse uns hier zwischen den Spaziergängern schweigen.“

Schweigend erreichten sie die Villa. Der Diener meldete dem jungen Herrn, daß der Herr Papa in seinem Zimmer allein sei.

„Schwesterchen, ich komme bald zu Dir, langweile Dich nicht,“ sagte er, ihr an der Treppe die Hand reichend.

Johannes sammelte sich an des Vaters Thür einen Augenblick, strich das volle, krause Haar aus der Stirn, wie um einen unangenehmen Gedanken zu verscheuchen und trat ein. Der Vater stand schreibend an dem hohen Pulte, über dem die prächtige Bronzelampe bereits angezündet war.

„Guten Abend, Papa!“ Erschrocken fuhr er auf. „Johannes, wo kommst Du her?“

„Lieber Papa, es drängte mich, mit Dir zu sprechen, und ich hoffte, Du würdest mich nicht zurückweisen, wenn ich trotz des Vorgefallenen zu Dir komme."

„Kommst Du aus eigenem Antriebe?"

„Ja, Papa!"

„So sei mir willkommen!" Er bot ihm die Hand. „Hat man für Deine Verpflegung schon gesorgt?"

„Ängstige Dich darum nicht, Papa, bitte, lasse uns erst das Nächste besprechen!"

„Nun denn," fragte er Platz nehmend, „Du warst bei Deiner Mutter?"

„Ja, Papa, ich war oft bei ihr."

„Hat sie Dir den Grund ihres Gehens von hier mitgeteilt?"

„Nein, sie ließ mich nur vermuten, daß ihr Vorwürfe über ihr Verhalten zu unserer seligen Adelheid — des jungen Mannes Stimme zitterte bei diesem Namen — gemacht worden sind und Äußerungen über ihren Eigennutz betreffs der Erbschaft."

„So, so, und sie will die Sache dem Gerichte übergeben?"

„Nein, Papa." — Er horchte auf. „Nicht?" fragte er hastig.

„Nein, aus Rücksicht für das Andenken der Schwester nicht; sie will Dich nur bitten, Du möchtest in freiwillige Trennung einwilligen!"

Herr Wegner erhob sich und schritt mehrere Male

in heftiger Bewegung auf und ab. Auch Johannes stand auf und trat plötzlich an ihn heran.

„Vater," sagte er weich, die Hand auf seine Schulter legend.

„Es ist wohl auch Dein Wunsch, Johannes, daß dies geschieht?" fragte dieser stehen bleibend.

„Darf ich sprechen, wie mir ums Herz ist? Wirst Du mir glauben?" —

„Rede!" —

„Vater, Du bist mein größter Wohlthäter; ich habe es nie empfunden, daß ich nicht Deinen Namen trage. Du bist mir stets ein leuchtendes Beispiel rüstigen Strebens gewesen. Ich weiß, auch die Mutter war sehr glücklich hier. — Ich gäbe alles her, was mir lieb ist, wenn ich dadurch die Wiedervereinigung der beiden Menschen erkaufen könnte, die mir am teuersten auf der Erde sind. Gieb nach, lasse es nicht zur gerichtlichen Scheidung kommen, dann haben wir doch täglich die Hoffnung, daß die Schranke durchbrochen wird." —

„Und Du verurteilst mich nicht, mein Sohn, Du machst mir keine Vorwürfe?"

„Das käme mir nicht zu, Vater, und wenn in mir ein Gedanke der Bitterkeit aufsteigt, so betäube ich ihn durch tausend Züge, die Deine Gerechtigkeitsliebe bewiesen haben."

Eine Weile stand der Kaufherr in sichtlichem Kampfe mit sich selbst regungslos da, die Hand auf das Marmorsims des Kamines gestützt, dann trat er

in den Lichtkreis der Lampe und sprach mit tiefer Bewegung in der Stimme: „Segen über Dich, Johannes! Es sei so, wie Du sagst! — Nun lasse mich aber allein.“

Als Johannes bereits die schwere Portiere zurückschlagen wollte, eilte der Kommissionsrat ihm nach, und die beiden Männer schlossen sich bewegt in die Arme.

*
* *

Johannes durchschritt den Korridor und trat in einen Raum am Ende desselben ein. Dieser war ein mit allem modernen Komfort ausgestattetes Mädchenzimmer. Die tiefe Fensternische war in einen Garten umgewandelt, und inmitten der rankenden, blühenden und duftenden Gewächse stand auf dunkler Staffelei in kunstvoll geschnitztem Rahmen das lebensgroße Brustbild Adelheids. Es zeigte ein liebes sanftes Gesicht, umrahmt von welligem bernsteinblonden Haar. Gedankenvoll betrachtete der junge Mann das Bild, bis die zunehmende Dämmerung draußen ihm die Züge verhüllte, dann riß er sich gewaltsam los und wie ein tiefer Seufzer klangen die Worte: „Lebtest Du noch, Schwester, es wäre alles anders!“ Er verließ den Raum, der der Erinnerung geweiht, um Irene aufzusuchen.

Es wurde für diese ein beglückender Abend. Der Bruder verschloß ihr den Mund, als sie von den Eltern zu reden begann, und versicherte, es werde alles einen guten Ausgang nehmen. So plauderten sie

harmlos und mit jener geschwisterlichen Vertraulichkeit, die so viel Leid vergessen machen kann. Sie kamen in richtiger Stimmung zu Tische und hatten die Freude, den Papa ruhig, sogar heiter gestimmt anzutreffen. Als Johannes ihm mitteilte, daß er bereits am nächsten Tage heimkehren müsse, um einen erkrankten Assistenzarzt zu vertreten, eröffnete er ihm, daß er Irene für einige Tage zum Besuche der Mama mitschicken wolle, damit diese ihre Wünsche bezüglich der weiteren Erziehung der Tochter äußere. Das übertraf Irenens kühnste Erwartungen, und sie that vor Aufregung fast kein Auge zu.

* * *

Während die Geschwister am folgenden Tage, reich an freudiger Hoffnung, dem bekannten Ziele zueilten, hatte der Kommissionsrat Wegner eine lange Konferenz mit seinem Advokaten. Das Endresultat derselben war die Übertragung des mütterlichen Vermögens seiner Tochter Adelheid auf Johannes und Irene. Johannes sollte von seinem Anteile vorläufig mit für die Mutter sorgen, weil anzunehmen war, daß sie eine Unterstützung von dieser Seite nicht zurückweisen würde. Das Erbteil Irenens sollte mit seinen Zinsen deren Erziehungskosten decken. Der Justizrat hatte sich vergebens einige Vorstellungen erlaubt, Wegner bestand auf der sofortigen Ausfertigung der Akta und motivierte seine Handlungsweise, indem er versicherte, daß er nur im Sinne seines verstorbenen Kindes vorgehe. Nachdem der Justizrat Frank sich entfernt hatte,

entnahm er einem verborgenen Fache des Geldschrankes das Geheimbuch der Firma. Lange blätterte er darin, stützte dann sinnend das Haupt in die Hand und starrte auf die letzte Seite. Als er es nach einer Weile wieder sorgfältig verschloß, lagerte die Wolke schwerer Sorge auf seiner Stirn.

Langsam durchschritt er das stille Haus und betrat Adelheids Zimmer. Rasch entzündete er die große Wachskerze des silbernen Armleuchters über dem Stutzflügel und näherte sich dem Bilde der Tochter. „Kind, ich hab's doch recht gemacht?" fragte leise der Vater. — Das seitwärts einfallende Licht belebte die anmutigen Züge, man konnte sich der Täuschung hingeben, als lächle das junge Mädchen, und befriedigt trat der Kaufherr zurück, verschloß sorgfältig sein kleines Heiligtum und verließ das Haus, um einen Freundeskreis aufzusuchen, der sich allabendlich in dem feinsten Restaurant der Stadt zusammenfand.

Um dieselbe Zeit kamen die Geschwister in der Hauptstadt an und fuhren durch die prächtig erleuchteten Straßen der Wohnung der Tante Charlotte zu. Diese Tante, eine fein gebildete Dame, war Erzieherin einer sehr reichen Gräfin gewesen, die ihr bei ihrer Verheiratung ein anständiges Jahrgehalt ausgesetzt hatte. Sie bewohnte eine freundliche Wohnung an der äußeren Promenade und verwertete ihre reichen fremdsprachlichen Kenntnisse durch Erteilung von Konversationsunterricht. — Johannes hatte sie telegraphisch von ihrer Ankunft unterrichtet, er wollte Irene nur

an Ort und Stelle bringen, die Mama kurz begrüßen und dann auf seinen Posten in die Klinik eilen. Irene war aufs höchste erfreut in dem Gedanken auf das Wiedersehen mit der Mutter. Der Bruder zwang sie zur Ruhe und bat: „Schwesterchen, bitte, thue ganz harmlos, wenigstens heute abend, bestürme Mama nicht mit Bitten, das überlasse mir! Versprich mir das, Kleine!"

„Ja, ich verspreche es, Johannes," sagte sie treuherzig. Er küßte sie dankbar auf die Stirn und rief: „Also Mut, kleine Tapfere, da sind wir schon!"

Die Tante empfing die Ankommenden auf der Treppe; sie sah bleich und erregt aus.

„Willkommen, liebe Kinder! Tretet, bitte, hier ein, aber seid recht geräuschlos."

„Ist Mama krank?" fragte hastig Irene.

„Leider, Herzchen, sie ist sehr nervös; ich habe sie noch nicht auf Deine Ankunft vorbereiten können. Das übernimmst Du wohl, Johannes! — Doch erst erholt euch ein wenig," und sie führte die Geschwister an den anmutig gedeckten Theetisch. Johannes lehnte die freundliche Aufforderung ab.

„Tante, ich habe nur sehr wenig Zeit, bitte, führe mich zur Mama!"

„Gut, wie Du willst. — Liebe Irene, ich bin sogleich wieder bei Dir!"

Irene war allein. Sie trat an das Fenster und blickte auf das großstädtische Treiben und Lärmen herab. Das Gefühl einer tiefen Bangigkeit beschlich

ihr Herz. Sie dachte des Vaters, der nun in dem großen Hause so ganz einsam war; sie gedachte der nahen Mutter, die vielleicht schwer krank darniederlag; sie gedachte des kurzen innigen Abschiedes von Hilde, sie sah das Grab der Schwester vor sich, an dem der starke Johannes heute so bitterlich geweint, und sie mußte auch weinen. Da legten sich zwei Arme um ihren Hals und Johannes sagte weich:

„Arme Irene, Mama ist recht krank, sei gut, erinnere sie an nichts und — wenn Du's übers Herz bringen kannst, so gehe heute nicht zu ihr."

Ihre großen Augen schauten wehmütig zu ihm auf: „Muß ich das Opfer bringen?"

„Opfer, das ist die richtige Bezeichnung; ja, bringe es für uns alle! — Mich ruft die Pflicht, ich muß nun gehen. Sei nicht traurig, Schwesterchen, ich bleibe Dir ja nahe!" Wortlos lehnte sie ihre heiße Stirn einen Augenblick auf seinen Arm, dann wandte sie sich der Tante zu. Diese wurde bald wieder durch das Glockenzeichen der Kranken abgerufen, und als sie zurückkam, rief sie freudig:

„Irene, Mama hat aus den Andeutungen Deines Bruders entnommen, daß Du hier bist, sie verlangt sehnlichst nach Dir."

„Tante, die Überraschung wird ihr doch nicht schaden?" fragte Irene schon auf dem Wege ins Nebengemach.

„Nein, nein, sicher nicht, geh' nur!"

Im nächsten Augenblicke kniete Irene am Lager

der Mutter, und beide weinten bitterlich. Aber es kam zu keinem eingehenden Gespräche, weder an diesem Abende, noch an den folgenden Tagen. Oft wollte Irene ihren Mund zu herzlicher Bitte öffnen, aber ein Blick auf die sichtlich angegriffene Mutter genügte, sie an der Ausführung dieses Vorhabens zu hindern. Sie durfte ihr nur von Hilde und den Unterrichtsstunden erzählen; sobald sie etwas berührte, was die engere Heimat betraf, bat die Mutter, sie möge aufhören. Dazu kam, daß Johannes, überhäuft von Pflichten, sich so selten blicken ließ. Auch die Tante war vielfach in Anspruch genommen, so daß Irene sich recht vereinsamt fühlte. Sie war jetzt eine Woche von Hause fern.

Es war Sonntag. Die Tante war zum Nachmittagsgottesdienste in die nahe Domkirche gegangen, Mama schlief auf dem Ruhebette, und Irene hing ungestört ihren Gedanken nach. Und merkwürdig, diese konzentrierten sich auf einen Punkt. Immer wieder suchte sie heimatliche Bilder festzuhalten, und mit innerer Unruhe gedachte sie des Vaters. Ihre Gedanken wurden That. Leise schlich sie ins Nebenzimmer und schrieb einen Brief an ihn, den ersten in ihrem Leben. Es ging leichter, als sie gedacht. Sie machte einen kurzen kindlichen Bericht über die Reise, die Ankunft, die Krankheit der Mama und bat schließlich, der Papa möchte nun eine Anstalt bestimmen, wo sie weiter lernen könne. Sie überflog das Geschriebene noch einmal, und brennende Röte überzog ihr Gesicht. Da stand es nun klar und deutlich: Sie wollte fort! —

Warum wollte sie es? Weil sie heimatlos war; sie konnte sich ja nicht entschieden für den Vater, nicht entschieden für die Mutter erklären; es gab keine Wahl, durchaus nicht, beide waren ihr gleich teuer.

Wenn sie ginge, dann wäre mindestens Zeit gewonnen, und sie wollte schon handeln, wenn sie erst älter und einsichtsvoller sein würde. Niemand durfte hier von dem Briefe wissen, sie mußte ihn selbst besorgen. Darum nahm sie eiligst die kurze Pelzjacke vom Garderobehalter, verhüllte das Gesicht durch den dichten Kreppschleier des kleinen Hütchens und entfernte sich leise. Es dunkelte stark, und die Laternenanzünder begannen ihr Werk.

Irene, die noch nie allein in der großen Stadt gegangen war, bog, nach einem Briefkasten suchend, um die nächste Ecke. Da erblickte sie eine Dame, die der Tante Charlotte in Statur und Anzug glich, rasch wich sie in eine Seitenstraße aus. Nachdem sie eine ganze Strecke gegangen war, fand sie endlich einen Briefkasten und meinte nun den Rückweg einzuschlagen. Aber getäuscht durch das Lampenlicht, verfolgte sie eine falsche Richtung. Ein unbestimmtes Gefühl der Furcht hielt sie zurück, einen Vorübergehenden zu befragen, um sich zurechtweisen zu lassen. Nun begann auch noch ein kalter Regen herabzurieseln, die Feuchtigkeit der Trottoirs stieg nebelartig auf, man konnte auf zehn Schritte Entfernung fast nichts mehr sehen. Irene fühlte nach dem Portemonnaie, um sich mit der nächsten Droschke nach Hause fahren zu lassen, sie

hatte es nicht bei sich. Es fiel ihr ein, daß man in großen Städten am besten einen Schutzmann um Auskunft bitten müsse, und sie spähte vergebens nach einem solchen umher. Eben stürmte es entsetzlich durch die Gassen und trieb ihr die eisigen Tropfen ins Gesicht, und sie suchte Schutz in einem hellerleuchteten Hause am Ende der Straße, dessen Thor weit geöffnet war. Sie befand sich in einer geräumigen Halle, deren Wände mit den schönen Reliefbildern des Kreuzweges geschmückt waren. Offenbar war es die Vorhalle eines Gotteshauses, denn durch eine breite Thür im Hintergrunde drang die klare Stimme eines Vortragenden. Unwiderstehlich getrieben, öffnete Irene leise die Thür der matt erleuchteten Kapelle und sah vor sich etwa fünfzig junge Mädchen und eine Anzahl Nonnen. Ein ehrwürdiger Priestergreis sprach warme Worte von den Stufen des Altares herab. Irene blieb mit gefalteten Händen am Weihwasserbecken stehen und lauschte: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert.“ Sie vernahm die geistvolle Auslegung dieses Schriftwortes, aber nur die göttlichen Worte hafteten und klangen beständig in ihr nach.

Sie sank beim Segen mit dem hochwürdigsten Gute andachtsvoll nieder und verharrte in dieser Stellung, die Augen mit den Händen bedeckt, lange Zeit. Es war ihr sonderbar feierlich zu Mute, es kam ihr vor, als würde sie von einer treuen Hand erfaßt und auf den schmalen Weg geführt, und sie glaubte deutlich die Worte zu vernehmen: „Da gehe weiter

und vertraue auf mich, der den Mühlseligen und Beladenen hilft!"

Sie bemerkte nicht, daß die Kapelle leer und dunkel wurde, daß Nonnen und Zöglinge sich durch eine Seitenthür entfernten, daß die wenigen Gläubigen, an ihr vorübergehend, den Ausgang gewannen. Da trat eine Nonne mit dem großen Schlüsselbunde in der Hand an sie heran und sagte leise: „Mein Fräulein, ich muß die Pforte jetzt schließen, wollen Sie mir folgen!" Irene fuhr wie aus einem Traume auf und erwiderte: „Wenn ich nur wüßte, wie ich nach Hause kommen kann, ich bin hier ganz fremd, und habe mich verirrt."

„Wollen Sie mir Ihre Wohnung angeben, vielleicht kann ich Ihnen helfen!" Irene nannte Straße und Nummer. „Ich will die Ausgeherin rufen, die kann Sie heimbringen, Kind, Sie wohnen nicht weit von hier."

Irene nahm die gebotene Hilfe dankbar an. Es fiel ihr, zu Hause angekommen, wie Centnerlast vom Herzen, als sie erfuhr, daß die Tante noch nicht zurück sei, und Mama noch nicht nach ihr gefragt habe. Eben hatte sie die Kleidung gewechselt, da kam Johannes. Prüfend betrachtete er die junge Schwester, sie sah so verändert, so erwachsen aus. Er zog sie näher ans Licht, hob ihr Kinn und blickte ihr forschend in die Augen: „Was ist Dir denn geschehen, Herz? Du hast heute eine frappante Ähnlichkeit mit Adelheid." „Ich weiß es nicht, Johannes," erwiderte sie stockend

und sich abwendend, „ich bin nur ganz ruhig heute!“ Kopfschüttelnd gab er sie frei, und beide plauderten mit der Mutter.

Irene erwartete mit Spannung des Vaters Antwort, aber ihr Erlebnis verriet sie mit keiner Silbe.

Am Mittwoch abend kam Johannes wieder, wollte aber seine Anwesenheit vor der Mama verheimlicht wissen. Er brachte einen Brief des Vaters nebst einer verschlossenen Einlage an Irene. In Gegenwart der Tante eröffnete er dieser, daß der Papa ihn beauftrage, sie am 1. Dezember nach der Erziehungsanstalt Marienthal zu bringen und zwar direkt von hier aus. Johannes sprach zaghaft und in den gesuchtesten Worten, weil er den Eindruck seiner Nachricht auf die Schwester befürchtete. Diese aber fragte nur, ob das Mama auch recht sein würde. Die Tante übernahm es, mit dieser darüber zu verhandeln. Als sie sich entfernt, öffnete Irene hastig den kleinen Brief und las:

„Mein Kind!

Es thut mir wohl, daß Du des Vaters nicht vergißt. Ich danke Dir für Deine lieben Zeilen. Johannes hat meine Weisung empfangen, folge ihr und traue fortan der treuen Liebe

Deines

Vaters.“

„Schwesterchen, darf ich wissen, was Papa von Dir verlangt?“ fragte Johannes. Zögernd überreichte sie ihm das Zettelchen.

„Du hast an den Papa geschrieben!“ rief er überrascht.

„Ja, ja, heimlich! bitte, sag's nicht!“

Er legte bestätigend die Hand auf ihr weiches Haar und fragte: „Gehst Du auch gern nach Marienthal, oder soll ich dem Papa vorschlagen, Dich in eine hiesige Erziehungsanstalt eintreten zu lassen?“

Plötzlich flimmerte es vor des Kindes Augen, es sah die trauliche Kapelle vor sich, in die es der Zufall geführt, es dachte daran, wie herrlich es wäre, Mama, Johannes und die Tante oft zu sehen. Irene wollte in des Bruders Plan einstimmen, da erklang es wie beschwörend in ihrem Innern: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert!“ und langsam senkte sie die schweren Wimpern, und mühsam löste es sich von ihren Lippen: „Ich will gehorchen, Johannes, bringe mich nach Marienthal!“ —

Das Opfer war schwerer, als sie gedacht. Sie mußte die kranke Mutter verlassen, sie durfte dem Vater nicht Lebewohl sagen, sie mußte auf jedes Abschiedsplauderstündchen bei Mendes verzichten. Ja, wenn die Freudigkeit des ersten Entschlusses nur vorhalten möchte, wie leicht wäre es dann, Opfer zu bringen! Irenens Trotz und Eigensinn war auf gute Bahn gelenkt worden, und sie setzte jetzt all ihre Kraft daran, auszuharren auf dem betretenen Wege. Doch

wie viele Proben mußte sie bestehen! Wie schwer wurde es ihr, nach dem ungebundenen Leben in der Heimat, sich der strengen Hausordnung des Pensionates zu fügen! Wie demütigend war ihre Unwissenheit in so vielen Unterrichtsfächern! Wie entmutigend für sie waren die treffenden Schilderungen heimatlichen Glückes, welche die Altersgenossinnen in den Erholungsstunden sich gegenseitig machten! Wie trostlos war es, daß ihre Angehörigen, selbst Johannes, sie so spärlich mit Nachrichten bedachten!

So wurde ihr junges Dasein ein beständiger Kampf, und es war hohe Gnade Gottes, daß es Stunden gab, in denen sie sich dessen freute und die Unruhe des kindischen Herzens dem Höchsten aufopferte, damit er die Ihrigen segne. Auf diese Weise bereitete der Heiland sich selbst eine würdige Wohnung vor, denn Irene sollte am weißen Sonntage zum erstenmal die heilige Kommunion empfangen.

Der Vorabend dieses schönsten Tages der Jugendzeit war erschienen. Die Kommunikantinnen, zwanzig an der Zahl, waren von den übrigen Zöglingen abgesondert, um gesammelt zu bleiben. Sie erfuhren selbst nicht die Ankunft der Angehörigen, die sie erst nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes begrüßen sollten.

Irene, die älteste der kleinen Schar, war voller Hoffnung; sie meinte, der Papa müsse kommen, er habe jedenfalls den versprochenen Besuch bis auf diesen Tag verschoben. Mama freilich war vor etwa vierzehn

Tagen, beim Eintreffen des letzten Briefes, noch nicht reisefähig gewesen, aber das liebende Kindesherz glaubt ja so gern Wunder. Voll seliger Erwartung schlummerte sie dem hohen Festtage entgegen.

Jetzt verkündete feierliches Glockengeläute den Thalbewohnern das schöne Fest. Die Kommunikantinnen in schlichten, weißen Kleidern, mit langen, duftigen Schleiern, schritten paarweise dem Gotteshause zu. In der erhabensten Weise vollzog sich die hehre Feier, und die glücklichen Kinder sangen aus vollem Herzen mit das einfache Schlußlied: „Jesu, Dir leb' ich, Jesu, Dir sterb' ich, Jesu, Dein bin ich tot und lebendig. Amen."

Nun schloß sich die Pforte hinter dem feierlichen Zuge, und heller Jubel füllte die Halle. Da waren ja die lieben, ersehnten Verwandten, Väter, Mütter. Da eine unerwartete Schwester, dort ein verheirateter Bruder mit der jungen Schwägerin, hier sogar das alte liebe Großmütterchen, dort mit prächtigem Geschenk der großmütige Onkel!

Wohlgefällig überblickte Mater Anastasia, die Gastmeisterin, die Scene; so zahlreich hatten sich die Gäste noch nie eingefunden; jede der Kleinen hatte ihren Teil; wie herzerquickend das war! Und sie nötigte zu dem bereitgehaltenen Frühstückstische im großen Speisesaal.

Irene hatte den Zug beschlossen. Sie schlug den Schleier zurück und betrachtete prüfend die vielen Fremden. Der Papa mußte doch wenigstens da sein,

er würde jetzt hervortreten, gewiß stand er noch im Hintergrunde. Aber nein, sie blieb allein, sie die einzige von allen. Jetzt gingen die Freundinnen, umringt von ihren Lieben, davon, nur sie war verlassen, sie hatte niemand, selbst heute nicht. Eine heiße Thräne fiel auf ihre Hand, und ein schneidendes Weh, fast ein körperlicher Schmerz, drängte zu ihrem Herzen. Unwillkürlich schlug sie die entgegengesetzte Richtung ein und gelangte unbemerkt in das kleine Chörchen, in welchem die Andachtsübungen der Zöglinge abgehalten wurden. Hier sank sie schluchzend nieder und betete: „Lasse mich nicht undankbar sein, mein Gott, lasse mich alles Glück in Dir finden, damit ich Deiner würdig werde!“

Unten wies Mater Anastasia die Plätze an.

„Wo ist Irene Wegner?“ fragte sie plötzlich. Niemand wußte ihr zu antworten. Sie trat an die Frau Oberin heran.

„Hochwürdige Mutter, hat Irene Wegner keinen Besuch bekommen?“

„Nein, liebe Mater Anastasia, es sind nur Briefe für sie hier. Wo ist sie denn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Bitte, sorgen Sie für unsere lieben Gäste, ich will das Kind suchen gehen.“

Wie sie vermutet, fand sie Irene im Chörchen. Sanft mahnte sie sie, ihr zu folgen, und begab sich mit ihr in ein stilles Klassenzimmer.

„Irene, mein liebes Kind,“ sprach tröstend die

edle Frau, „der Heiland will Dein Herz heute ganz allein besitzen. Zeige Dich ihm bereitwillig. Betrübe Dich nicht über die Abwesenheit Deiner Angehörigen. Nimm diese Briefe heute uneröffnet, damit nur Du erfährst, was sie Dir alle zu sagen haben. Am Nachmittage erwarte ich Dich allein in meiner Zelle, damit wir ein Stündchen miteinander plaudern."

Irene küßte bewegt die liebe Hand und dankte für die Auszeichnung, zu ungewöhnlicher Zeit die Klausur überschreiten zu dürfen. Dann folgte sie der Oberin in den Speisesaal und blieb an ihrer Seite. Nach Beendigung des Mahles zog sie sich zurück und beschäftigte sich eingehend mit den schriftlichen Glückwünschen. Der des Vaters war von einem kostbaren Schmucke begleitet, dem Schmucke, der für Adelheids zwanzigsten Geburtstag bestimmt gewesen war. Johannes kam nicht, weil er im letzten Staatsexamen stand. Die Mama versprach mit der Tante spätestens zu Pfingsten einen Besuch abzustatten. Den größten Jubel aber erregte Hildes Brief, welcher die Mitteilung enthielt, sie werde im Laufe des Monats Mai in der Wallfahrtskirche zu Mariabaum, etwa eine Stunde von Marienthal, zum erstenmal die heilige Kommunion empfangen, und sie hoffe auf Irenens Anwesenheit. Ein besonderer Segen für Irene erwuchs aus dem Besuche bei der Oberin. Zum erstenmal erschloß sie freiwillig und vertrauensvoll ihr Herz, und die edle Frau gewann das lebhafteste Interesse an dem jungen Mädchen und widmete ihrer

geistigen Entwicklung von nun an besondere Aufmerksamkeit und die liebevollste Sorgfalt.

Fast vier Jahre gingen ins Land. Irene wurde allmählich die beste Schülerin der Anstalt und mißbrauchte nie das Vertrauen, welches man in ihr Betragen setzte. Sie empfing die versprochenen Besuche und durch dieselben die Beruhigung, daß die Mutter versöhnlich gestimmt erschien. Aber sie schlug es stets aus, eine Ferienreise zu machen; sie wollte weder den Vater noch die Mutter betrüben, sie wußte nicht, zu wem sie reisen sollte. — In letzter Zeit waren des Vaters Briefe äußerst selten geworden. Das beunruhigte sie sichtlich.

Nach Schluß der Herbstferien war unter den neuen Pensionärinnen Selma Rother eingetreten, die Tochter eines wohlhabenden Gerbers aus der Vaterstadt. Irene hatte nie mit ihr verkehrt, obwohl sie eine Zeit lang dieselbe Klasse besucht hatten, aber sie freute sich nun, von ihr aus der Heimat zu hören. Selma indessen benahm sich eigentümlich gegen die Landsmännin, sie wich ihr geflissentlich aus und machte allerlei unzarte Bemerkungen über sie.

An einem Sonnabende mußten die jungen Mädchen ihre Schränkchen in Ordnung bringen. Irene, die bei dieser Arbeit abgerufen wurde, ließ ihre Sachen offen liegen. Neugierig trat Selma mit einigen Kameradinnen heran und erfaßte eine große Photographie im Stellrahmen. „Was ist das, Selma?" wurde sie vielstimmig gefragt.

„Das ist Wegners Haus. Aber ich habe es euch ja erzählt, mein Vater wird's erwerben, es wird nächsten Monat gerichtlich verkauft."

„Warum denn?" fragte rasch eines der Mädchen.

„Pah," erwiderte Selma herzlos, „er ist ganz bankerott! Die Irene braucht auf ihren Staat durchaus nicht so stolz zu sein, denn er ist ganz auf, nichts hat er mehr, gar nichts, der hochmütige Kommissionsrat."

In diesem Augenblicke teilte Irene den Kreis, blaß bis in die Lippen, sagte sie heftig: „Du lügst, sag' das nicht noch einmal!"

Aber Selma sprudelte hervor: „Ich lüge nicht. Am 15. November ist der Verkaufstermin. Mama hat sich die Wohnung schon angesehen und überlegt, wie sie alles einrichten wird."

„Schweig'!" rief Irene fassungslos und erhob drohend die Hand.

„Was geht hier vor?" fragte hinzutretend die aufsichtführende Schwester. Irene konnte nicht antworten, in heftigem Kampfe mit ihren Gefühlen stand sie regungslos da. Selma aber berichtete mit fliegendem Atem, wenn auch in gewählteren Ausdrücken, was sie soeben behauptet. Jedes Wort war für Irene ein Dolchstich; es konnte ja nicht wahr sein, es war schnöde Verleumdung. Die Schwester zog Selma fort, als sie sich aber nach Irene umsah, hatte dieselbe den Saal bereits verlassen. Sie ließ die Oberin um eine kurze Unterredung bitten, die ihr sofort gewährt wurde.

„Frau Oberin, Selma behauptet, Papa sei

bankerott — ist das wahr?“ fragte sie in Seelenangst, „bitte, verheimlichen Sie es mir nicht.“

„Irene, ich weiß es nicht, ich habe keine Nachricht.“

„Wer zahlt denn die Pension für mich, wer sorgt für alle meine Bedürfnisse?“

„Das geschieht vom ersten Tage Deines Hierseins an durch den Justizrat Frank.“

Irene horchte überrascht auf. „Der Papa hat nie selbst etwas geschickt?“

„Nein, Kind, aber die Sendungen geschehen ja in seinem Auftrage, denn er hat von Anfang an Weisung gegeben, daß wir die Rechnungen an Herrn Frank senden.“

„Liebe Frau Oberin, darf ich einmal an Herrn Frank schreiben?“

„Was willst Du schreiben, Irene?“

„Ich muß Genaues erfahren, ach, ich muß wissen, wie es mit meinem lieben Papa steht!“

„In Gottes Namen denn, schreibe, aber zeige mir erst den Brief.“

Gegen Abend war Irene im Begriffe, diesen Wunsch der Oberin zu erfüllen, da kam ihr ein Ruf, zu derselben zu kommen, zuvor.

Sie fragte mild: „Irene, bist Du stark genug, etwas Schlimmes zu hören?“

„Ich will es sein!“ stieß diese entschlossen hervor.

„Nun denn, Selma hat leider wahr gesprochen, Dein Bruder teilt Dir durch diesen Brief das Vor-

gefallene in schonender Weise mit. Dein guter Vater ist durch den Bankerott zweier Schiffsbauanstalten in Stettin zu Boden gerissen worden, und die großen Frühjahrsüberschwemmungen im Oderwalde, die an seinen Holzbeständen daselbst ungeheuren Schaden gemacht, haben seinen Ruin beschleunigt."

Kopfschüttelnd sprach Irene wie zu sich selbst: „Das ist ja nicht möglich, das kann ja nicht sein! Papa hat ja noch Adelheids Vermögen, das muß ihn doch retten."

„Er besitzt es nicht mehr, er kann darüber nicht mehr verfügen!"

„So hat er es doch einer wohlthätigen Stiftung überwiesen?" forschte das junge Mädchen.

„Nein, Irene, es gehört Deinem Bruder und Dir schon seit dem Tage Deines Abschiedes von der Heimat."

„Mir?" — Und mit blitzähnlichem Aufleuchten der Augen fügte sie rasch hinzu: „Darf ich damit thun, was ich will?"

„Jetzt noch nicht, erst vom einundzwanzigsten Jahre an, aber Johannes darf es, und über diesen Punkt handelt sein Schreiben. Er frägt an, ob Du mit Deinen Zinsen fortan die Sorge für Mama übernehmen wolltest. In diesem Falle würde er mit seinem Anteile dem Vater sein Besitztum zu erhalten suchen, um von neuem beginnen zu können."

Warum darf ich denn nicht alles hergeben? Ach, ich wollte ja für Geld arbeiten lernen, warum darf ich dem Papa nicht helfen!" jammerte Irene.

„Wieder ein Opfer mehr, Herzenskind, glaube mir, der Segen wird dafür nicht ausbleiben. — Und nun sei auch freundlich zu Selma und klage nicht über den irdischen Verlust, sei zufrieden, daß Dein Vater lebt und gesund ist." —

Ruhe und Schlaf wichen von Irenens Lagerstätte in dieser Nacht. Sie stand mit rotgeweinten Augen auf, aber die Ruhe eines festen Entschlusses war über sie gekommen. Wieder hatte sie eine Unterredung mit ihrer mütterlichen Freundin, und am Nachmittage wurde sie von einer Bonne nach der Bahn gebracht, um der Heimat zuzueilen. Wie anders, wie glücklich hatte sie vor vier Jahren diese Reise erträumt. Um sechs Uhr des Abends kam sie auf dem wohlbekannten Bahnhofe an. Sie ließ sich von einem Gepäckträger zu Mendes führen und war erstaunt, als er sie bis zu einem Hause in der Hauptstraße geleitete.

„Wohnt die Familie Mende nicht mehr auf dem Wegnerschen Holzplatze?" fragte sie stehen bleibend.

„Nein, Fräulein, mit der Herrlichkeit ist's aus! Schade, der Herr Kommissionsrat hat keinem Arbeiter zu kurz gethan, für seine Leute ist es schlimm!"

Diese Anerkennung des einfachen Mannes that dem Herzen der Tochter wohl, sie lohnte ihn reichlich für seinen Dienst und stieg ins zweite Stockwerk hinauf. Auf das helle Glockenzeichen kam jemand mit langsamen, bedächtigen Schritten heran, die Thür wurde geöffnet, und vor ihr stand ein bildschönes junges Mädchen mit sanften blauen Augen und sah sie fragend

an: „Hilde, liebe einzige Hilde, bist Du es wirklich?“ rief Irene außer sich und schlug den dichten Schleier zurück.

„Irene, um Gottes willen, woher kommst Du?“

„Direkt aus Marienthal. Aber Du kannst ja gehen, Hildegard! Gott, wie innig mich das freut!“

„Ja, gottlob, es fängt an zu wirken, das Mittel des Herrn Doktor Hiller.“

„Ein Mittel von Johannes, meinem Bruder?“

„Von ihm, Irene,“ sagte Hilde mit rührender Dankbarkeit in Ton und Gebärde, „ach, wir wollten Dich überraschen, ich sollte es noch nicht schreiben, und nun plaudere ich es in meiner Herzensfreude in der ersten Minute des Wiedersehens heraus. Doch komme endlich herein, Liebe, die Eltern werden sich schon verwundern, mit wem ich hier plaudere,“ und sie trippelte vorsichtig neben dem Gaste her. „Liebste, beste Eltern,“ rief Hilde, die Thür aufstoßend, „ich bringe den allerschönsten Besuch, ratet, wer es ist?“ Dabei schob sie ihre kleine, zierliche Gestalt vor Irene, von deren kräftigem Wuchs sie fast um Kopfeslänge überragt wurde. Überrascht musterte das Ehepaar einen Augenblick die junge Dame in dem einfachen, braunen Tuchkleide, dann sprang Frau Mende auf und zog sie mit dem Ausruf: „Unsere liebe Irene,“ an sich.

„Fräulein Irene?“ fragte ungläubig Herr Mende, „wahrhaftig, ich hätte Sie nicht erkannt!“

„Das thun nur die Haare,“ erwiderte sie heiter, „die sind gar zu sehr gewachsen,“ und sie zog ihre langen, schwarzen Zöpfe über die Schulter.

„Nein, nein, der Gesichtsausdruck thut's, der ist ganz und gar verändert."

„Das war auch an der Zeit, liebe Frau Mende, sonst wäre die häßliche Eigensinnsfalte fest gewachsen."

Irene war so froh über das Wiedersehen mit den lange entbehrten, lieben Menschen, die — das wußte sie wohl — zuerst Veranlassung gewesen, daß ihr besseres Selbst zum Durchbruch gekommen, daß sie ein Stündchen den Hauptzweck ihres Kommens zurückdrängte und sich ungeteilt der vertraulichen Unterhaltung und der Freude über Hildes voraussichtliche Genesung hingab. Als der erste Rausch vorüber, entfernten sich Mutter und Tochter, um für ein Abendbrot zu sorgen, und Irene stand Herrn Mende allein gegenüber. Ohne Umschweife begann sie: „Herr Mende, ich kenne das Unglück, das über meinen Vater hereingebrochen, und frage sie nur: Wie erträgt er es?"

„Als sie kamen und so ernst und klug dreinschauten, Fräulein Irene, da wußte ich, daß ihnen nichts verborgen geblieben, und ich freue mich, Ihnen zum Troste sagen zu können, daß der Herr Rat ungebeugt erscheint und mit der größten Umsicht und Klarheit die verwickelten Angelegenheiten ordnet."

„Ist er wohl?"

„Er ist gesund, aber er ist alt geworden, Fräulein."

„Herr Mende, bitte, erweisen Sie mir den Dienst, mich heute noch zum Justizrat Frank zu führen!"

Er sah sie fragend an, aber durch beständige Abhängigkeit gewöhnt, seine Vermutungen nicht auszu-

sprechen, erklärte er nur seine Bereitwilligkeit zu diesem Dienste und schlug vor, den Weg sogleich anzutreten. Irene ging willig auf seinen Vorschlag ein. Sie hatte eine lange Unterredung mit dem Advokaten und kehrte sehr beruhigt zu ihrem Begleiter in das Vorzimmer zurück. Auf dem Heimwege kamen sie bei der väterlichen Besitzung vorüber. Gegen Abend war der erste Schnee gefallen, Bäume und Sträucher präsentierten sich im Mondenscheine in diesem herrlichen Schmucke. Still und einsam lag das große Gebäude da, kein Lichtschimmer drang aus seinem Inneren, keine Fußspur zeigte sich in dem frischen Schnee. Irene schauderte, es kam ihr vor, als sähe sie einen gewaltigen Sarkophag und davor das Bahrtuch ausgebreitet, und doch blieb sie wie gebannt stehen und wäre am liebsten näher getreten, — obwohl sie den Vater abwesend wußte — wenn nicht Herr Mende dringend gebeten, sie möchte die bescheidene Gastfreundschaft seines Hauses nicht zurückweisen. Irene nahm das Anerbieten dankend an. Die zuvorkommendste Liebe umgab sie und ließ sie die Bangigkeit nach den Ihrigen und die Sorge um die Zukunft fast vergessen. Herr und Frau Mende aber hielten unwillkürlich öfter in der Unterhaltung an, und ihre erstaunten Blicke schienen zu fragen: Ist dieses anmutige junge Mädchen, diese vertrauensvolle Christin, diese besorgte Tochter wirklich das ehemals so eigenwillige und hochmütige Kind Irene?

Zwei Tage weilte Irene bereits in der Vaterstadt, ohne den Vater gesehen zu haben. Heute war

der verhängnisvolle 15. November, der Tag, an welchem die Liegenschaften, die seither im Besitze des reichen Kaufherrn, öffentlich versteigert werden sollten. Herr Mende war frühzeitig zu dem Termine gegangen, er blieb sehr lange aus. Ruhelos schritt Irene im Zimmer auf und nieder, heißes Flehen rang sich aus ihrem Herzen, und stürmende Gedanken durchkreuzten ihr Hirn. Ach, daß sie nur ein schwaches Mädchen war, daß sie noch so jung und unerfahren war! Wie wollte sie handeln, wenn es anders wäre! — Endlich, endlich am späten Nachmittage verkündete Hilde, die am Fenster treu Ausschau gehalten, die Rückkehr des Vaters. Irene stürzte ihm entgegen: „Wie ist's gegangen? O reden Sie, bitte!"

„Wider Erwarten günstig, Fräulein. Alle Ländereien sind im Werte geblieben — —"

„Nun und das Haus?"

„Es ist angekauft worden vom Justizrat Frank."

Irene fiel taumelnd auf einen Stuhl nieder, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und rief aus gepreßtem Herzen: „Gott sei Dank."

Das Verständnis schien dem Buchhalter aufzugehen, da war ein Zusammenhang mit dem Besuche Irenens. Sie las in seinen Zügen die Erwartung und bekannte unaufgefordert:

„Sie werden es vielleicht nicht wissen, daß der Papa Adelheids Vermögen an uns Geschwister cediert hat. Ich verstehe ihn jetzt, jedenfalls ahnte er den Ruin des Hauses und wollte uns in selbstloser Liebe

sichern. Von einem Teile meiner Zinsen wurde meine Erziehung gedeckt. Ich bat den Justizrat dringend, den Papa zu bewegen, meinen Anteil zurückzunehmen. Er versicherte, jeder derartige Versuch würde vergeblich sein, indessen wisse er einen Ausweg; er dürfe das Vermögen nach Belieben anlegen, und er machte mir den Vorschlag, Wohnhaus und Garten anzukaufen. Ich bestürmte ihn, das um jeden Preis zu thun, und er hat sein Wort gelöst. Doch nun wissen Sie alles, vergeben Sie mir, daß ich nicht früher gesprochen, ich konnte es nicht. Und jetzt lassen Sie mich zu meinem Vater."

Man begriff das Sehnen des kindlichen Herzens und machte keinen Einspruch. Hochklopfenden Herzens durchschritt Irene den Vorgarten. Heute konnte sie die Sünden der Kindheit gut machen, heute konnte sie sagen, aber wie anders: „Nimm das Deine, Vater, ich will es nicht." Geleitet von unwiderstehlichem Drange schritt sie auf die Thür von Adelheids Zimmer zu, dort, bei dem Bilde seines Lieblings würde der gebeugte Mann Ruhe suchen, sicherlich. — Drinnen wurde laut gesprochen, es war jemand bei ihm! Doch da durchzuckte es ihr Inneres bei dem Tone dieser Stimme, war das nicht — —? Atemlos lauschend lehnte sie das Ohr an die Thürspalte:

„Konstantin, ich bin gegangen, als Du reich warst, aber jetzt in der traurigen Zeit gehöre ich zu Dir. Vergieb mir um der Kinder willen!"

Irene hörte nichts mehr, die Sinne drohten ihr

zu schwinden, hastig stieß sie die Thür auf und lag im nächsten Augenblicke in unbeschreiblicher Wonne in den Armen der wieder vereinigten Eltern. Und welcher Jubel zog in den trauten Raum, als der Kommissionsrat nun noch erfuhr, wie das rasche und entschiedene Handeln seiner jungen Tochter ihm das schöne Heim gerettet. Ruhig und vertrauensvoll blickte er in die Zukunft. Dank seinem rechtzeitigen Eingreifen wurde es ihm möglich, seine Verbindlichkeiten getreu zu lösen. Er konnte einem jeden mit freier Stirn entgegentreten. Er wußte ja jetzt, wem sein erneutes Arbeiten galt; rüstig wollte er von neuem beginnen und mit Gottes Hilfe, so setzte er hinzu: „Denn, meine Lieben, ich habe Gottes Hand kennen gelernt in diesen schweren Jahren und will sie nun festhalten, unverbrüchlich fest."

Es war gut, daß Herr Wegner einen so festen Vorsatz gefaßt, denn es harrte seinem Opfermute noch eine schwere Probe.

Nach dem in glücklichster Harmonie verbrachten Weihnachtsfeste nämlich verlangte Irene dringend die Erlaubnis, wieder nach Marienthal zurückkehren zu dürfen, um sich für den Ordensstand vorzubereiten. Es war ein schwerer Kampf der Eltern, das einzige, heißgeliebte Kind, das sich in der Prüfungszeit so bewährt hatte, hergeben zu sollen.

Sie versuchten es lange Zeit durch gütigen Zuspruch Irene zurückzuhalten. Sie blieb fest und gestand endlich unter Thränen, sie habe das Opfer ihrer selbst gelobt, wenn der liebe Gott sie erhöre und die

geliebten Eltern wieder zusammenführe, und sie bringe kein Opfer, sie kenne wirklich kein höheres Glück, als sich dem Dienste Gottes und der Mitmenschen zu weihen. So setzte sie es endlich durch, daß beide Eltern sie nach Marienthal brachten, wo sie mit rührender Festigkeit und bewunderungswürdigem Eifer die Pflichten der Vorbereitungszeit übernahm.

* * *

Acht Jahre sind seitdem verflossen. In der Stadt B. blüht eine neue Firma: „Wegner und Mende". Die Inhaber derselben genießen das größte Vertrauen aller Geschäftsfreunde, die Achtung der Mitbürger und die Liebe der Armen, die an einem guten Teile des Reingewinnes participieren. An Stelle des zierlichen Schweizerhauses erhebt sich an der Straßenfront des Holzhofes ein einfaches, zweistöckiges Wohnhaus mit großer, bogenartiger Einfahrt und an den beiden Hausthüren stehen auf zierlichen Messingschildern die Namen „Wegner" — „Mende". Das ehemalige Wegnersche Palais, wie es neidische Mitbürger nannten, hat nun auch ein verändertes Aussehen. Die Minervastatue ist einer einfachen Mariensäule gewichen, alle Fenster haben dunkle Jalousien erhalten und über dem Portale steht in goldenen Buchstaben: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich."

Wenn diese Worte noch nicht genug sagen, so lasset uns einen Blick in den Garten thun, dort sitzen etwa dreißig kleine Waisenmädchen, alle gleich gekleidet,

und nähen und stricken und halten die Lippen fest aufeinander, denn es heißt jetzt arbeiten, und Schwester Salesia hält strenge Aufsicht. Betrachten wir diese große, schlanke Schwester nur genauer, sie ist eine alte Bekannte. Die seelenvollen Augen, beschattet von den langen dunkeln Wimpern, verraten uns, daß sie das Kind dieses Hauses ist. Der stille Gottesfriede aber, der ihr ganzes Wesen beherrscht, versichert uns: „Ich bin am Ziel, am glücklichen Ziel.“

Soeben kommen Fremde auf dem breiten Wege von der Terrasse her. Es ist ein hochgewachsener stattlicher Herr, an seinem Arme eine zierliche blonde Dame. Eine feine Röte färbt die bleichen Wangen der Nonne, zum Zeichen des Schweigens für die kleine Schar legt sie den Finger auf den Mund und eilt den Ankommenden entgegen.

„Gott zum Gruß, Johannes, Hilde! Seid ihr schon von der Hochzeitsreise zurück?“

„Wie Du siehst, Schwester, und wir kommen zuerst zu Dir, weil — —“

„Ach, kleine Frau, Du kannst es wieder nicht schnell genug herausplaudern,“ neckt Johannes gut gelaunt, „nun sag' es nur!“

Sie sieht dankbar zu ihm auf und fährt fort: „Weil Johannes in die Praxis des Herrn Sanitätsrat König, der sich zur Ruhe setzt, eintritt, und wir uns in Deiner Nachbarschaft einmieten werden!“

Stumm faltet Schwester Salesia die Hände und blickt dankbar zum Himmel auf. Sie kann es nicht

in Worte fassen, wie gut der liebe Gott ist, der ihr auf dem Boden der Heimat einen segensreichen Wirkungskreis gegeben und alle Lieben in Rüstigkeit und Glück um sie vereinigt. Sie hat nur den einen Wunsch, sie möchte es allen jungen Herzen tief einprägen, daß der gütige Vater dort oben jedes kleine Opfer der Jugendzeit reichlichst lohnt und jedes aufrichtige Streben zum Ziele führt.

---

in Worte fassen, wie gut der liebe Gott ist, der ihr auf dem Wege der Heimat einen segensreichen Wirkungskreis gegeben und alle Lieben in Rüstigkeit und Glück um sie vereinigt. Sie hat nur den einen Wunsch, sie möchte es allen jungen Herzen tief einprägen, daß der gütige Vater dort oben jedes kleine Opfer der Jugendzeit reichlich lohnt und jedes aufrichtige Streben zum Ziele führt.

II.

Aus der Jugendzeit. Freud' und Leid.

Der Mai war gekommen mit aller Pracht. Auf der Schneekoppe lag noch die dichte, weiße Decke, aber das blühende Thal lachte zu ihr hinauf, es prangte so siegesgewiß in der neu erwachten Lenzesschönheit, der Schnee da oben that ihm nichts mehr. Heute war der zwölfte Tag des Wonnemonats, „Pankratius", dem die Bauernweisheit den Namen gestrenger Herr gegeben hat, weil dann gewöhnlich der letzte Frost die Blüten heimsucht. Heute jedoch war die Maikühle nicht eingetreten, nur frischer Tau lag auf dem saftigen Grün, und über der beglückten Welt spannte sich ein duftiges, hellblaues Zelt aus bis an die lieblichen Linien des Iserkammes.

Feierlicher Glockenton durchzog die Gegend, er kam von der Klosterkirche her, die, den Hügel dominierend, weithin ins Land schaute. Hinter ihr lag in gewaltigem Viereck die mächtige, alte Benediktinerabtei, jetzt eine Freistätte dem segensreichen Wirken der Ursulinerinnen.

Es war hoher Festtag da drinnen; ein vierfaches Fest, wie selten eines. Man feierte den sechzigsten

Geburtstag der allverehrten Oberin. Zwei Schwestern, welche zehn Jahre im Dienste des Höchsten gewirkt, erhielten bei Erneuerung des Gelübdes die Krone der Materschaft, Schwester Aloysia aber, der Liebling des Pensionates, trat aus dem Novizenstande in den Verband der Schwestern und legte mit festem Tone ihrer lieben, melodischen Stimme die ewigen Gelübde des Ordens ab. Manche Thräne drang da aus den Augen der jungen Zöglinge, die der erhabenen Ceremonie andachtsvoll beiwohnten; aber auch die Stimmen der laut betenden Nonnen verrieten tiefe Ergriffenheit, als jetzt im herrlichen Brautschmucke die zierliche Gestalt der jungen Engländerin, Miß Charlotte, zum Altare trat, um durch den ehrwürdigen Pfarrer, einen Greis mit unbeschreiblich mildem Gesichtsausdruck, Aufnahme als Novize des Ordens zu erbitten. Eindringlich legte er der opferfreudigen Jungfrau die Schwierigkeiten des Berufs ans Herz, sprach vom Grabe der Eltern über dem Ocean, von der Loslösung von allem Irdischen, von so vielen lieben Banden und flehte um nochmalige Prüfung des heiligen Entschlusses. Nichts brachte ihn zum Wanken, und als Schwester Pankratia dem Herrn geweiht, eröffnete die junge Novize in lang herabwallendem Schleier, über dem ein kostbares Krönchen befestigt war, den Zug der andächtigen Versammlung, die alsbald das altertümliche Chor der Kirche verließ und sich in die weiten Bogengänge des Klosters ergoß.

Geräuschlos war die Schar der Pensionärinnen

— nahezu hundert — eine steinerne Seitentreppe hinabgestiegen nach dem Kreuzgange, der im regelmäßigen Geviert ein trauliches Gärtchen umschloß und an jeder Pfeilerwand mit dem lebensgroßen Standbilde eines Heiligen geschmückt war. Nun aber löste sich der Bann. Freundinnen, Altersgenossinnen, Landsmänninnen fanden sich zusammen. Deutsch, polnisch, böhmisch, französisch wurde das eben Erlebte behandelt, und während die einen — ohne die Nachwirkung des tiefen Eindruckes verwischen zu können — ein oppositionelles: „Nein, nein, ich könnte es nicht," ausriefen, gab es andere, die mit beredtem Augenaufschlag sehnsuchtsvoll flüsterten: „Ach, wäre ich doch erst so weit!"

Doch die Jugend und ihr gesegneter Appetit forderten ihr unbestrittenes Recht. Die Glocke ertönte, und eiliger als sonst drängten die jungen Mädchen nach einer Richtung; darin waren alle einig, das Mittagsbrot würde heute vortrefflich munden.

Man gelangte in den improvisierten Speisesaal, der in dem großen hinteren Treppenhause für heute eingerichtet war. Die Fliesen der weiten Halle waren ausgetreten, der Stuckmarmor löste sich da und dort von der charakteristischen Rundbogenwölbung der Decke, die Steineinfassung des hohen Fensters erschien verwittert im Frühlingssonnenschein, Jahrhunderte webten geheimnisvoll ihren Erinnerungsschleier durch den Raum! Was ging das die rotwangige, fröhlich plaudernde Mädchenschar an! Die Jugend kennt nur

Gegenwart und Zukunft, heute genoß sie froh das Glück der ersteren, um so mehr, da man die Zöglinge sich selbst überlassen hatte, nur eine Bonne, Fräulein Hedwig, überschaute durch die blaue Brille die ihrer Obhut anvertraute, muntere Gesellschaft.

Es war drei Uhr des Nachmittags. Die Pensionärinnen füllten die weiten, luftigen Schlafsäle und übten bei der so interessanten Beschäftigung des Ankleidens allerlei kleinen Mutwillen aus. Es war ein sonderbarer Putz, der da angelegt wurde. Die kleinen Mädchen sahen wie Engelchen aus, und sollten es ja auch vorstellen mit ihren silber- und goldflimmernden Gazeflügeln, den duftigen weißen Kleidern und den zierlichen Locken. Doch es lagen auch kostbare Kirchengewänder auf den hölzernen Sesseln, die alten Eichenschränke des dunklen Sakristeigewölbes hatten manchen Schatz ausgeliefert. Aurelie kam eben in sonderbarer Bekleidung — sie hatte ein blendend weißes Schafsfell, das den rechten Arm frei ließ, über die linke Schulter geworfen — zu Hedwig, welche mit einem langen Barte nicht zurechtkommen konnte, und auf deren Tischchen zwei gekreuzte, mächtige Schlüssel von Goldpapier lagen.

Ach, wie herrlich! tönte es von allen Seiten. Seht doch, Fräulein Helene! Wunderschön, ganz wunderschön! rief es durcheinander.

Fräulin Helene von B. war den Jahren nach die älteste Pensionärin. Sie hatte sich aus der vornehmen Welt zurückgezogen, um sich hier für den

Ordensstand vorzubereiten, und das verwöhnte Kind des Reichtums unterzog sich allen Pflichten einer Schülerin der Examinandinnenklasse mit beispielloser Gewissenhaftigkeit. Schön sah sie aus heute im wallenden, weißen Atlasgewande, über welches der hellblaue, weite Mantel der Himmelskönigin faltenreich herabfloß, während das lange blonde Haar durch den Silberschleier schimmerte. Hinter ihr stand die sanfte Agnes, im schmucklosen Ordenshabit der Ursulinerinnen, und Mimi, eine geborene Triesterin, mit den kohlschwarzen Augen und dem brünetten Kolorit der Südländerinnen, machte ihr eine schalkhafte Verbeugung und rief: „Pardon madame, wüßte ich nicht, daß unter ihrer Vermummung das zimperliche Agneschen steckt, ich würde meinen, die heilige Angela sei aus der Nische im Wohnsaal herabgestiegen, um uns losen Vögeln eine Standrede zu halten.“

„Wo sind denn meine kleinen Begleiter?“ fragte Helene, welche man wie selbstverständlich durch den Titel „Fräulein“ auszeichnete.

Zwanzig der Jüngsten drängten sich heran, an ihrer Spitze die zwölfjährige Rosa. Der interessante Kopf dieses Kindes stach merklich von den frischen Alltagsgesichtern ihrer kleinen Gefährtinnen ab, und die braunen Augen besonders hatten einen beseelten Ausdruck.

Schmeichelnd faßte sie die Hand der jungen Dame und bat: „Nicht wahr, wenn ich doch einmal mitspielen soll, so darf ich ganz oben sitzen auf dem

Throne, ganz nahe bei Ihnen, bitte, bitte!" Lächelnd beugte sich Helene nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Nun, meine Fräulein, sind sie alle bereit?" erklang die helle Stimme der ehrwürdigen Mater Henerika. — „Man ist bereits beim Nachtisch in der Abtei, und der Herr Musiklehrer will noch einige Anweisungen geben, darum: Vite, passez en revue!"

Es wurde unweigerlich gehorcht. Junge Mädchen, auch wenn sie in sorglicher Hut hinter Klostermauern ihre Tage verbringen, sind — ich will sagen — ein wenig eitel. Unsere Freundinnen wußten, daß sie sich und ihre Leistungen vor den lieben Gästen des Hauses zeigen durften, und sie waren stolz darauf. Mit komischer Grandezza marschierten sie an der Lehrerin vorüber. Diese, vielleicht die heiterste unter den Schwestern, übernahm bei Festaufführungen stets das Amt des Regisseurs, und sie eignete sich vorzüglich dazu, denn sie war bevorzugt durch gemütvollen Humor und große musikalische Begabung.

Die meistens Heilige darstellenden Mitglieder der sonderbaren Schauspielertruppe horchten im Vorübergehen fast eifersüchtig auf die heiteren Bemerkungen der guten Mater Henrika, und diese in allen Variationen wiederholend, erreichten sie, durch das schlicht eingerichtete Sprachzimmer schreitend, das Refektorium der alten Benediktinerinnen. Den Schluß des Zuges bildete Mater Henrika. Sie hatte noch einen prüfenden Blick durch den Schlafsaal geworfen und, dessen geniale Unordnung bemerkend, mit leisem Seufzer

gesagt: „Gute Schwester Genoveva, da giebt's ein Stück Arbeit."

Doch was war das? Bewegte sich nicht etwas in der dunklen Biegung des Korridors?

„Röschen, bist du's, Kind? Du siehst ja merkwürdig aus, komm' einmal ans Licht!"

„Liebste Mater Henrika," sagte stockend die Kleine, „seien Sie nicht böse, aber ich kann wirklich nicht mitspielen!"

„Bist Du nicht wohl, Rosel? Fehlt Dir etwas?" —

„Ach nein — aber —"

„Nun, was denn für ein Aber, lasse einmal hören!"

„Mater Henrika, es kommt mir so unrecht — so frevelhaft vor, daß wir Engel und Heilige nachmachen sollen, das ist doch —"

„Kind, wie kommst Du auf solche Gedanken? Erzähle mir's beim Gehen. Die losen Mädel, glaub' ich, spielen gar einen Walzer da unten."

„Ja, seh'n Sie, das paßt doch nicht, und vorhin haben sie sich gezankt und wollen doch den heiligen Stanislaus und die heilige Hedwig darstellen."

„Närrchen, höre einmal Vernunft! Du hast doch Vertrauen zur hochwürdigen Mutter, zur lieben Mater Alfonsa und auch ein klein wenig zu mir, ja?"

„O ja, gewiß?"

„Nun siehst Du," fuhr sie stehen bleibend in tiefem Ernste fort, „wir würden es ja vor eueren

heiligen Schutzengeln nicht verantworten können, wenn wir nur den Schatten eines Unrechts an euch herantreten ließen. Es ist in den christlichsten Zeiten von der heiligen Kirche gutgeheißen worden, daß sogar das Volk die Leidensgeschichte unseres Herrn öffentlich darstellte. Denk' doch an Oberammergau und alles, was der Herr Erzpriester so schön davon erzählte! Darum wollen wir zur Ehre Gottes getrost das unschuldige Stück: Des frommen Kindes Traum vom Himmel, aufführen, und Du, liebes Rosel, bleibst ohne Einwand das höchste Marienengelchen."

„Ich will versuchen zu gehorchen, liebste Mater Henrika, aber es ist mir so sonderbar zu Mute!" und helle Thränen stürzten ihr aus den Augen. —

„Laß gut sein, Röschen. Geh' jetzt zu den anderen, mache die gute Meinung und bitte die liebe Muttergottes da droben, daß sie Dir in Wirklichkeit ein solches Plätzchen aufbewahrt." —

Bei diesen Worten öffnete sie die geschnitzte Eichenthür des Sprechsaales und schob Rosa vor sich hinein. Sofort ging es an das Aufstellen und Ordnen, und auch eine Menge Verhaltungsmaßregeln blieben dabei nicht aus.

Die Gäste kamen plaudernd heran, begleitet von den heiteren Gliedern des Konvents, die in liebenswürdigster, zwangloser Weise die Pflichten der Gastfreundschaft übten. Die Aufführung begann. Die Bühne, welche fast die halbe Länge und die ganze Breite des Refektoriums einnahm, war in zwei Teile

geteilt. Der schmale Vorraum zeigte ein allerliebstes Gärtchen, mit Springbrunnen und lauschiger Laube. Mehrere Mädchen waren unter heiteren Gesprächen, die auf zarte Weise das Lob der hochwürdigen Mutter ausdrückten, mit Festvorbereitungen zu deren Geburtstag beschäftigt. Doch das Grün zu den Kränzen war verbraucht und vorgebend, neuen Vorrat im nahen Stationswalde zu holen, entfernten sie sich. Nur eine blieb zurück, sie war so müde, sie spann den Gesprächsfaden weiter und immer leiser vom Himmel und seinen Schönheiten sprechend, entschlummerte sie. Da verschwand der üppig grüne Hintergrund, ein kostbarer, mit Sternen besäeter Vorhang breitete sich aus, der nur eine schmale Pforte sehen ließ. Vor derselben erschienen, um Einlaß bittend, in bunter Reihenfolge die Repräsentanten aller menschlichen Stände, König und Bettler, Ordensschwester und Student, Priester und Soldat, begleitet von ihren Schutzengeln. Zu einem jeden trat der heilige Petrus heraus, ließ sich die Bitte um Einlaß begründen durch kurze Erzählung der Lebensschicksale, machte mit maßvoller Strenge seine Einwendungen und gab endlich dem beredten Anwalt eines jeden, dem Schutzengel, nach und öffnete die Himmelspforte. Sobald sich diese wieder schloß, ertönten hinter der Scene die lieblichsten Gesangsvorträge, Jubellieder der Kirche, durch welche die kundigen Meister Schnabel und Diabelli so schön der allgemeinen Festfreude Ausdruck zu geben wissen. Bei dem letzten Ankömmling zögert der heilige Pförtner

ein Veilchen, da erhebt sich das schlummernde Kind, schreitet mit flehender Gebärde auf ihn zu und bittet, einen Einblick in den Himmel thun zu dürfen. Petrus läßt sich bewegen. Langsam schiebt sich die gestirnte Hülle auseinander, und ein farbenprächtiges Bild in glänzender Beleuchtung entfaltet sich vor dem erfreuten Auditorium. Wundervoll ist die Mittelgruppe, die Muttergottes, von Engeln umgeben, unter denen das feine Profil Rosas, die einen Lilienkranz haltend über Maria zu schweben scheint, besonders auffällt. Aber auch die Aufstellung an den Seiten war meisterhaft. Da waren die bekanntesten Heiligen zu sehen, wie sie uns die überlieferten Darstellungen so traut machen. Kein Emblem fehlte, von den Schlüsseln des heiligen Petrus bis zu dem schlangenumwundenen Kelche des Lieblingsjüngers. Und dazu tönte so glockenrein das dreistimmige Gloria, daß wirklich ein Gefühl der Andacht die Zuhörer ergriff. Allgemein befriedigt verließen die Gäste das Kloster, und selbst der neue Kreisrichter des kleinen Städtchens, der erst kürzlich aus der Residenz übergesiedelt war, gestand auf dem Heimwege dem Doktor, er habe gar nicht vermutet, daß man wirklich ohne Zerstreutheit den poetischen Ausströmungen des frommen Köhlerglaubens lauschen könne. Im Pensionate begab man sich früh zur Ruhe, nachdem der gute Herr Pfarrer zum allgemeinen Jubel mitgeteilt hatte, daß die Frau Oberin am nächsten Tage einen Ausflug nach der schöngelegenen Ruine Greifenstein gestatte.

Es war wonnig still. Durch die Nacht nur klang traumhaft das Rauschen des kleinen Baches, der sich in Form eines Wasserfalles in den großen Teich hinter der Gartenmauer ergoß.

„Alma, schläfst Du schon?“ flüsterte eine Stimme, und ein bleiches Gesichtchen erhob sich über die hohe Lehne des Bettes und schaute nach der Nachbarin.

„Bald, Rosa, ich bin sehr müde.“

„Bitte, liebe Alma, bleib' doch noch etwas wach, mir ist so bange; ich möchte so gern, so gern bei Mama sein.“

„Weißt Du, ich auch, aber es geht doch einmal nicht. Nun es sind ja in dreiundneunzig Tagen große Ferien, die vergehen rasch! Schlaf' gut, Rosel, gute Nacht!“

„Gute Nacht, Alma!“ — Aber sie legte sich nicht, aufgerichtet saß sie noch lange Zeit, und der spät aufgegangene Mond wob silbernes Licht um das aufgeregte Kind, bis es endlich einschlief. Jetzt ging mit dem zinnernen Weihwasserkesselchen in der Hand, wie gewöhnlich, die aufsichtführende Schwester durch den Saal, an jeder Lagerstätte ihr Segenswort sprechend. Die Haltung Rosas fiel ihr auf, leise schlich sie herbei und bettete das erhitzte Köpfchen auf den weichen Kissen. Besorgt wollte sie nach dem Puls greifen, da umfaßten sie stürmisch zwei weiche Arme, und deutlich vernahm sie die im Traume gesprochenen Worte: „Liebste Mama, bitte für mich, daß ich bei der Muttergottes im Himmel ein ebensolches Plätzchen

bekomme!“ Schlaff lösten sich die Arme, und in sanftem Schlummer lag Rosa da. Nachdenklich beendete die Nonne ihren Rundgang, und bald ruhte das ganze Haus im tiefsten Gottesfrieden, während die Frühlingsnacht draußen ihre gewaltigen Wunder schuf.

* * *

56, 58, 60 und sofort bis 84 zählte Schwester Scholastika, als am folgenden Morgen, beim Aufbruch zur Ruine, die Zöglinge die Klosterpforte passierten. Am Wohnsaalfenster standen die Kleinsten und blickten herab. Sie waren auch vergnügt, hatte man ihnen doch als Ersatz für die anstrengende Partie versprochen, Chokolade und Kuchen auf der Insel einzunehmen. Die Insel hatte für jung und alt im Kloster besondere Anziehungskraft. Da war ein prachtvoller Buchengang, an seinem Ende in einfacher Mauernische die Statue der unbefleckten Empfängnis. Die hölzerne Brücke aber, welche die grüne Rasenfläche mitten im Teich mit dem Garten verband, schwankte so schön wie ein Nachen, das gab doch ganz besondern Spaß.

Die jungen Reisenden, in Begleitung des Herrn Pfarrers, erreichten gegen Mittag das große Gasthaus am Fuße der Ruine. Die Müdigkeit war nicht bedeutend, jedes Gesicht schien vielmehr eine Illustration des munteren Wanderliedes:

O wie lustig läßt sich doch marschieren
In der schönen, grünen Maienzeit,
Zwischen Sang und Klang und Jubilieren,
O, wie wird das junge Herz so weit!

Es war ein herrlicher Tag, das empfand eine jede, und jede genoß ihn in vollen Zügen nach ihrer Eigenart. Zur Ehre der Erzieher und Zöglinge muß aber gesagt werden, daß eigenmächtiges Handeln, Lust zur Absonderung und Widerspruchsgeist, wie sie leider so häufig bei allgemeinen Ausflügen zu beklagen sind, nicht aufkamen, und doch blieb ein Abenteuer nicht aus, welches aber unter den Beteiligten als Geheimnis behandelt wurde.

Von Rosas Gesicht war die Blässe gewichen, sie blühte wie ihre Namensschwestern. Mit Martha stand sie an der gewaltigen Brüstung der Mauer, von wo aus man eine weite Rundschau ins platte Land genoß. Sie schwenkte ihr weißes Tuch nach Norden hin und rief, treffend den Dialekt ihrer Vaterstadt nachahmend: „Jott grüße dir, olles Berlin! Warum läßt du dir nicht blicken, jeliebtes Nest?"

„Geographie ungenügend," rief Martha, auch eine Großstädterin, aber der Provinzialhauptstadt angehörend, „weißt Du nicht, daß wir etwa dreißig Meilen von Preußens Kapitale entfernt sind?"

„Solche Zweifel zu lösen," erwiderte Rosa pathetisch, „ist unter meiner Würde."

„O weh, mein Hut!" rief es über ihnen von dem gut erhaltenen Turme der Ruine herab, und vor ihnen flatterte lustig ein brauner Schleier, senkte sich und blieb im wilden Rosenstrauche am Felsenvorsprunge hängen.

„Rosa, Martha, probiert, bitte, ob ihr ihn mit

dem Sonnenschirm erreichen könnt," so sprach Wally herab, „ich bin sogleich bei euch!"

„Es wird nicht gehen," bemerkte Martha und betrachtete prüfend die breiten Tüllspitzen ihrer Ärmel.

„Doch, warum denn nicht? Es geht!" Und hast du nicht gesehen! saß Rosa auf der Mauer und blickte prüfend herab.

„Martha, es geht prächtig. Da sind verschiedene Ziegelsteine heraus, paß auf, ich klettere herab!"

„Rosa, Du wolltest! Ach, thu's nicht, thu's ja nicht! Du wirst schwindlig werden!"

„Woher denn, das kenne ich nicht! Mach' nur keinen Lärm, Martel, ich bin schon auf dem Wege," und der Kopf verschwand hinter der Brustwehr. Martha hielt die Augen zu, aber Wally betrachtete neugierig das Kunststück.

Langsam probierend, Fuß um Fuß in die Spalten der Mauer stellend, kletterte Rosa herab; hier und dort ein Büschel Gras, oder ein kleiner Strauch, der in dem verwitterten Gestein Wurzel geschlagen, bot ihren Händen Halt, der Schutt rieselte herab, eine schillernde Eidechse huschte tiefer in ihr Versteck, es erschreckte sie nicht; glücklich kam sie unten an und schwang triumphierend den verunglückten Hut, der einen guten Teil seines Schmuckes an dem dornigen Strauche mußte hängen lassen. —

Was jetzt? Sollte sie denselben Weg nehmen? Sie musterte nach allen Seiten den schmalen dreieckigen Raum.

„Mein Gott, geh' nicht so weit vor, Rosel, Du fällst?" warnten oben die Freundinnen.

Nehmt mir nur den Chapeau da ab, mit ihm kann ich nicht wieder herauf."

„Aber wie?" fragte ratlos Martha.

„Halt, ich weiß Rat!" frohlockte Wally.

Rasch band sie das schwarze Sammetband vom Halse, es hing nach der Mode bis zum Kleidersaume herab, trennte die Doppelschleifen mit Hilfe der Zähne auf, und nun fiel das Seil über die Mauer. Rosa erhob sich auf den Zehen, knüpfte das Gummiband des Hutes daran, und unter lustigem Lachen wurde der widerstrebende Deserteur eingebracht. —

„Was thun Sie denn hier, Wally? — Das ist ja ein eigentümliches Vergnügen. Der neue Hut soll wohl Turnkünste machen? Das wird ihm schlecht bekommen, und der Sommer ist noch so lang."

Rosa hatte unten die Stimme der Aufsichtsdame, Madam Rösner, erkannt. Unwillkürlich trat sie zurück. Mit beiden Händen das helle Kleidchen an sich haltend, preßte sie sich fest an die Mauer. Diese warf tiefen Schatten, und droben hatte sie im hellsten, warmen Sonnenschein gestanden, erhitzt vom Steigen und dem soeben eingenommenen Kaffee. Hier war es wonnigkühl, das war vorläufig die einzige Empfindung Rosas. Aber was sollte nun werden? Sie wagte es lange nicht aufzusehen, Martha und Wally hatten jedenfalls mitgehen müssen, sie vernahm nichts mehr. Lange, lange stand sie harrend. Ab und zu klangen heitere

Stimmen hernieder, auch Blumen fielen ihr zu Füßen. Jetzt schlug die Schloßuhr im Thale sechs. Was sollte das werden! Das war die Stunde des Aufbruchs. Sie würde Strafe bekommen, keine Karte der Zufriedenheit erhalten, und die Mama hatte soviel Freude an dieser Auszeichnung! — Doch es geschah ihr schon recht, warum hatte sie der Mahnung der Lehrerinnen und des Herrn Pfarrers nicht geachtet, welche die Vorsicht so dringend empfohlen. Aber konnte sie denn nicht herauf? Sie versuchte es, ein Frost schüttelte ihren Körper, sie kam sich wie gelähmt vor, sie sah tief unter sich die Blütenpracht des Thales, sie mußte sich halten, sie hätte es nie gedacht: sie war doch schwindlig.

Da klang's herab: „Bitte, Fräulein Helene, wollen Sie noch einmal nachsehen, ob auch nichts in der Ruine liegen geblieben ist! Ich rufe indessen die Kinder im Garten zusammen."

Rosa wartete einen Moment, dann rief sie zitternd: „Fräulein Helene!"

„Wer ruft?"

„Ich, Rosa!"

„Wo steckst Du denn, Kind?"

„Bitte, kommen Sie an die Mauer, hier!"

„Um Gottes willen, Rosa, wie kommst Du da hinab?"

„Ich habe Wallys Hut geholt und kann nicht mehr herauf, aber sagen Sie es nicht, wenn Sie mich ein klein wenig lieb haben, bestes Fräulein Lenchen!"

„Gut, Kind, verhalt' Dich ruhig nur noch zehn Minuten, ich will Dir helfen!"

Eiligst flog sie den Berg herab und kam glücklicherweise ungesehen im Wirtschaftshofe der Brauerei an. Nach kurzer Rücksprache mit einem Knechte, nahm dieser eine lange Leiter auf die Schulter und folgte ihr, den Gesellschaftsgarten vermeidend, auf die Plattform. Die Leiter stand fest auf, aber der Knecht mußte sich oben stützen. Mit Herzklopfen kam Rosa oben an. Helene belohnte den Helfer reichlich, ordnete Rosas Kleider und sagte: „Röschen, ich will schweigen, aber Kind, sei nie wieder so leichtsinnig. Denke einmal, was Mama gesagt hätte, wenn sie ihr einziges Töchterchen dem Abgrund so nahe gesehen. — Doch es ist Dir kalt. Nimm mein Tuch — so — nun komm' zu den anderen!"

Rosa mischte sich nicht mehr unter die Altersgenossinnen, die sie kaum vermißt hatten. Man war so gewohnt, daß Rosa für jede ein freundliches Wort hatte, daß sie mit jeder liebevoll verkehrte und suchte sie nicht bei einer bestimmten Freundin. Am Arme Helenens trat sie schweigend den Rückweg an. Das sonst so lustige Geplauder war verstummt, nur als der Herr Pfarrer an der Biegung des Feldweges auf die in dunkler Abendglut schwimmende Ruine aufmerksam machte, flüsterte sie schwermütig: „Vom moos'gen Stein im wald'gen Thal, da grüß' ich dich zum letztenmal!"

Der Mond ging eben in vollster Pracht auf, als

die jungen Wanderinnen, nun doch ermüdet — an der blendend weißen Friedhofsmauer, über welche zartes Birkenlaub geisterhaft herniederwinkte, vorübergingen. Schaudernd fuhr Röschen zusammen. Helene preßte sie fester an sich, und zärtlich wie eine Mutter sagte sie: „Du bist wohl recht müde, nicht wahr? Nun, Herzchen, wir sind sogleich daheim!“

„Gelobt sei Jesus Christus! Liebe Schwestern, da bringe ich den Sturm,“ führte sich der Herr Pfarrer ein. Ein lautes, herzliches „Gott bezahl's, Gott bezahl's tausendmal,“ lohnte den alten Herrn. „Schlaft gut, Kinder, frisch und munter seid ihr ja alle wiedergekommen, Gott Dank.“ Er verabschiedete sich auch von den Nonnen, wehrte ihren Dankesbezeigungen und ging eilig über den Klosterplatz nach seinem trauten Heim. Die Pforte schloß sich. „Der Welt grüßen Euch!“ sagte mit tiefer Verbeugung Broneslawa, deren Äußeres versprach, daß sie dereinst eine elegante Polin werden würde, — und sie legte auf den breiten Eichentisch im Pfortenstübchen einen mächtigen Strauß Wiesenblumen vor Schwester Scholastika nieder, und husch war sie fort!

Im Schlafsaal kamen Wally und Martha zu Rosa und raunten ihr ins Ohr: „Sei nicht böse, liebes Rosel, wir wollten Dich nicht verraten und sind deshalb unten geblieben.“ — „Es war gut so!“ gab sie matt zurück. — „Aber, wie bist Du denn heraufgekommen?“ — „Ich erzähl's euch morgen, schlaft wohl, wir sollen ja jetzt schweigen.“ Ohne sich weiteren

Bedenken zu überlassen, gingen die Freundinnen Arm in Arm davon.

Heute lag Helene ruhelos auf dem Lager. Sie sah beständig Rosa dicht am Rande des abschüssigen Felsens, sie gedachte der unnatürlichen Ruhe des lebhaften Kindes und ging mit sich zu Rate, ob sie nicht mit Mater Ursula, der Klassenlehrerin, deren klares Urteil über so viele Schwierigkeiten hinweghalf, von dem Vorfall reden solle. Aber Rosa vertraute so felsenfest auf ihr Schweigen, es war ja auch alles günstig abgelaufen, wozu in anderen Schreckbilder heraufbeschwören! Und gewöhnt, sich durch Gebet zu beruhigen, griff sie nach dem Rosenkranze über ihrem Haupte und ließ noch lange Zeit die Elfenbeinperlen durch die Finger gleiten.

* * *

Es war wieder Dienstag. Nach Almas genauer Berechnung waren die großen Ferien sieben Tage näher gerückt. Alles ging den gewohnten Gang nach der strengen Hausordnung. Der regelmäßige Wechsel von Arbeit und Erholung hatte aus dem Festtrubel in ruhigere Bahnen gelenkt. Doch wie anders sah es draußen aus! Heulend pfiff der Sturm vom Riesengebirge her, er fing sich in dem Häuserviereck auf der Höhe und sang in schaurigen Melodien in den trüben Abend hinein. Ein unheimlicher Druck lastete auf den jungen Gemütern, Lachen und Plaudern klangen so hohl heute in dem hohen Klassengange, wohin die Erholungsstunde alle zusammengeführt hatte. Man

sah aus seinen Fenstern nur in das kleine Kreuzgärtchen herab, welches von einem stahlgrauen Himmel überdeckt war. Auf dem zarten Rasen lag es wie Schnee, das waren die Blütenblätter des großen Birnbaumes, die der rauhe Ost schonungslos herabgerissen hatte.

„Schade, daß wir heute nicht über den Marienplan gehen dürfen!" meinte Magda, eine gemütliche Pommerin, die trotz des strengen Verbotes stets einen kleinen Speisevorrat im Schlafsaal zu verbergen wußte.

„Rosa soll sehr stark fiebern. Der Doktor hat die größte Ruhe geboten!" versetzte die bedächtige Pauline.

„Es wird so schlimm nicht sein, denke ich!" bemerkte sorglos das bewegliche Lieschen.

„Aber wie war es denn heute eigentlich bei euch in der Klasse?" fragte hinzutretend Hedwig, eine Schülerin des Unterkursus.

„Wie soll's gewesen sein!" nahm Magda das Wort, „Rosa ging an den Tisch mit dem Schreibhefte; sie hatte jedenfalls schlecht geschrieben, denn Schwester Aloysia schlug einige Seiten zurück, verglich stillschweigend und sagte: Encore une fois! Klatsch, lag Röschen auf der Erde! Wir sprangen herzu" — „Wir, Magda?" warf ungläubig die graziöse Leonie dazwischen.

„Ja, gewiß wir," fuhr diese unbeirrt fort, „nur Martha drückte sich mit dem Ausruf, sie hat Krämpfe, in ihre Ecke. Schwester Aloysia hob sie rasch auf,

sie kam sogleich zu sich, und wir brachten sie in die Apotheke. Dort war gerade der Doktor," —

„Ja und der ist allemal so ängstlich, ihr kennt ihn ja, alles heißt bei ihm Katarrh, Nasenkatarrh, Zehenkatarrh u. s. w.; er verabschiedete uns auf gut niederschlesisch, d. h. warf uns hinaus und schickte Rosa zu Bett." So vervollständigte die gesprächige Emma den Bericht.

„Brr, brr! Der Spektakelmacher da oben treibt's gar zu arg!" rief Emilie, ein dunkeläugiges Kind des hunderttürmigen Prag, „hört nur, wie die Fenster klirren!"

„Ach, wie traurig, seht doch, dort liegt der schöne Rosenstrauch mitten durchgebrochen. Arme Mater Alfonsa, sie hatte so viel Freude daran," klagte die sanfte Agnes, auf das Kreuzgärtchen deutend.

In diesem Augenblicke passierte Schwester Genoveva, die zierliche Französin, den Klassengang. Mit ungewöhnlicher Hast trat Schwester Aloysia auf sie zu: „Comment cela va-t-il, chère soeur?" „Je crains que notre petite Rose ne se meure." Die jungen Mädchen standen starr. Wenn sich in ihnen noch ein Zweifel über das Gehörte geregt hätte, die fahle Blässe der erschrockenen Lehrerin hätte ihnen Aufklärung gegeben. Diese begriff die Situation, sammelte sich gewaltsam und berief die Zöglinge in die Konversationssäle. Die Schülerinnen der Oberklasse, die allein das Verhängnis erlauscht, das über dem alten Hause schwebte, aber nicht darüber zu

sprechen wagten, waren sehr zerstreut heute; aber es wurde ihnen nicht gerügt, wortkarg war auch die Lehrerin, man vernahm fast nur das Klappern der Stricknadeln.

Im Zimmer der Bonne, das an den kleinen Schlafsaal stieß, brannten flackernd die Sterbekerzen. Zwei Nonnen standen zur schnellsten Ausführung der Anordnungen des anwesenden Arztes bereit in der dunklen Fensternische. Neben dem Lager saß die Frau Oberin, die Hände gefaltet und die Augen ergebungsvoll auf das hehre Kreuzbild gerichtet, hinter ihr stand die Greisengestalt des Pfarrers. Rosa lag still. Soeben noch hatte das junge Herz gerungen, vergeblich gerungen mit dem unsichtbaren Gaste im Zimmer, dann hatte ein Schrei das Gemach durchzittert: „Mama!“ und kraftlos war sie zurückgesunken.

„Es kann nicht lange mehr dauern, Frau Oberin,“ sagte der Doktor. „Wenn nur der Herr Sanitätsrat aus G. käme, damit Sie die Beruhigung gewännen, daß alles Nötige geschehen.“ Da war er schon, er prüfte, er hieß alles gut, er zuckte die Achseln, es war alles umsonst, hier war jeder menschlichen Kunst ein Ziel gesetzt, der Lungenentzündung war Lungenlähmung gefolgt. Doch was war das? Lächelte Rosa nicht? Weit öffneten sich die großen Augen, und vernehmlich für alle Anwesenden sprach sie mit ersterbender Stimme: „Wie schön, denselben Platz da oben bei Dir,“ und die junge Seele zog ein ins bessere Leben.

* * *

Die jungen Mädchen gingen zur Ruhe. Als Helene am kleinen Schlafsaal vorüberging, trat eine der jüngsten an sie heran und sagte:

„Weißt Du noch, Fräulein? Heute vor acht Tagen, Du warst schön, aber Rosel war doch die schönste von allen!"

„Gewiß, Gretel, Du hast recht." Und in Gedanken fügte sie hinzu: „Ob Röschen wohl besser ist?"

„Ja, Helene, es ist ihr ganz wohl, Deinem kleinen Lieblinge, sei unbesorgt darüber!"

* * *

Es ist unbeschreiblich, welche Bestürzung der nächste Morgen unter die Zöglinge brachte. Es konnte ja nicht möglich sein, es war ja nur ein Gleichnis, das die liebe hochwürdige Mutter gebrauchte:

„Meine Kinder, der Frühlingssturm gestern hat unser liebes Röschen geknickt, es ist beim lieben Gott, sein heiliger Wille sei gepriesen!" Aber es war traurige Wahrheit. Wieder wurden Kränze gewunden im Refektorium, das fröhliche Geplauder dabei war verstummt, und zwischen dem Frühlingsgrün dufteten nur weiße Rosen.

Im Garten unter den noch fast kahlen Nußbäumen saß Helene, Mater Ursula stand vor ihr und versuchte durch milden Zuspruch die unaufhaltsam fließenden Thränen zu trocknen. Helenens Lippen hatten auch heute keine Silbe von dem Vorkommnis auf der Ruine verraten, hatte sie doch das liebe, selige Kind im Totenschmucke so verklärt angeblickt, als danke

es für ihre Treue. In Helene stand es fest, niemand sollte erfahren, daß vielleicht ein Akt der Gefälligkeit, mit kindischer Unbesonnenheit ausgeführt, den Ruf des Höchsten beschleunigt hatte.

Am nächsten Freitage bettete man in heller Frühlingspracht das liebe Kind unter die zitternden Birken an der weißen Friedhofsmauer. Tausend Thränen strömten ihm nach, selbst die Wimper des guten alten Seelsorgers wurde feucht, als er den herbeigeeilten Eltern, die ihr einziges Kleinod hingeben mußten, am offenen Grabe tröstend die Hand bot.

Lange Zeit nachher noch war es frommer Gebrauch, daß die Klosterkinder, auch die, welche die wechselvollen Tage nicht mit durchlebt hatten, bei den Spaziergängen, die sie am Friedhofe vorüberführten, eintraten zum Rosengärtchen, wie der schön geschmückte Hügel genannt wurde, um ein Ave zu beten für das weiße Röschen, das als Saat für die Ewigkeit im schönsten Frühlingssonnenschein in die Erde gesenkt worden war.

III.

Ein Jahr in Josephsthal.

„Herzog Mieczeslaus heiratete die böhmische Prinzessin Dombrowka, die war Christin. Durch sie wurde er auch Christ und nach seinem Beispiele viele, viele seiner Landeskinder. Da befahl er, daß am Sonntage Lätare alle Götzenbilder hinausgeschafft, verbrannt oder ins Wasser geworfen werden sollten. Es geschah, man zog hinaus vor das Dorf und die Stadt, und die Leute kamen in feierlicher Prozession, grüne Zweige tragend und Jubellieder singend, zurück in ihre Wohnung und freuten sich der eingekehrten Gnadensonne des Christentums. Zur Erinnerung daran aber feiern wir alljährlich den Sommersonntag in unserem lieben Schlesien. Ich habe euch das kurz erzählt, damit ihr nicht so gedankenlos morgen mit den geschmückten Bäumchen im Dorfe umherzieht, Kinder, und ich wünsche, daß ihr außer den Sommerliedeln auch ein hübsches Schullied singt! —

Nun auf! Wir wollen beten."

Das waren die Worte des alten Lehrers Hentschel, des „Schulhalters" von Josephsthal, einem reichen Kirchdorfe, gelegen im gesegneten Mittellaufe

der Glatzer Neiße. Die blitzenden Augen auf den Sprecher gerichtet, hatten etwa sechzig Schüler, Mädchen und Knaben im Alter von sieben bis dreizehn Jahren, gehorcht, und die frischen, rotwangigen Gesichter verkündeten deutlich, welche Lust man vom morgigen Tage erwartete. Die Lippen der kleinen Mädchen zuckten, um das angebahnte Thema kunstgerecht auszuspinnen, aber ein Blick des Lehrers, der, die große Brille auf die Stirn geschoben, die Hände auf dem Rücken verschränkt, an der offenen Thür stehend, das geordnete Hinausgehen seiner Schüler überwachte, drängte das rasche Wort zurück. Jetzt waren die letzten und kleinsten die drei Steinstufen vor der Hausthür herabgestiegen, und die geordneten Paare der langen Reihe lösten sich in zwanglose Gruppen auf. Laut schwatzend, pfeifend und Sommerliedel singend, zogen Geschwister und Nachbarskinder in verschiedenen Richtungen die Dorfstraße entlang.

Es war ein Sonnabend zu Ende des Monat März. Heller, warmer Sonnenschein des hoffnungsreichsten Vorfrühlings lagerte auf der Gegend. Die schwarze Erde aber schien sich in Wohlgefallen auflösen zu wollen, denn weich und nachgiebig zeigte sie sich unter den kleinen trippelnden Füßen und sog begierig das frische Naß ein, das von dem tauenden Schnee der Abhänge ihr in schmalen Rinnen zufloß.

Der Lehrer ging ins Schulzimmer zurück und öffnete die Fenster. Eine Weile blickte er sinnend hinaus auf den ruhigen Gottesacker, in dessen Mitte

sich das freundliche Kirchlein erhob. Seine Augen hafteten auf den kleinen, weißen Kreuzen, die sich blendend von der dunklen Mauer abhoben, und leise sprach der Greis: „Voriges Jahr feiertet ihr den Sommersonntag noch mit uns hier unten, ihr drei Kleinen dort unterm Hügel! Habt ihr auch dem lieben Gott Gutes von euerem alten Lehrer berichtet?" — Ein Geräusch ließ ihn umsehen. Soeben war ein junger Bursche mit freundlichem Gruße eingetreten.

„Guten Morgen, August," erwiderte diesen der Lehrer und den großen Brief in seiner Hand bemerkend, fragte er: „Was giebt's Neues?"

„Ich bin zugelassen zur Aufnahmeprüfung auf dem Seminar am 4. April."

Der Lehrer überflog das Schreiben, faltete es sorglich zusammen und sprach: „Das kommt unerwartet schnell; aber sei nur noch recht fleißig, die letzten Tage, es wird schon gehen! — Doch es ist Zeit zum Mittagläuten, willst Du dem Georg dabei helfen?"

„Versteht sich, sehr gern," war die Antwort, und er nahm dem alten Herrn die mächtigen Turmschlüssel ab, die er soeben dem Katheder entnommen und rief im Hausflur an der schmalen Treppe:

„Georg, Angelus!"

Sofort öffnete sich die Thür des Giebelstübchens, mit wenigen Sätzen kam des Lehrers Jüngster die Treppe herabgesprungen, und beide Burschen verließen das Haus. Es war ein hübscher Anblick, sie rüstig dahinschreiten zu sehen. Beide von gleicher Größe,

beide von gleich kräftigem, schmiegsamen Gliederbau. Aber die Köpfe, der Gesichtsausdruck, wie verschieden! Georg hatte regelmäßige Gesichtszüge, blasse Hautfarbe, große fast schwärmerische Augen, eine freie Stirn, die durch das glatt zurückgestrichene schwarze Haar noch breiter erschien. Augusts Gesicht war der Typus eines frischen, fröhlichen, schlesischen Bauernjünglings. Seine scharf markierten Züge strotzten in gesundem Rot, die hellen blauen Augen blickten unerschrocken, beinahe selbstbewußt in die Welt, kraus war das dunkelblonde Haar, das tief auf die Stirn herabfiel, und der lächelnde Mund zeigte blendend weiße Zähne.

Des Lehrers Sohn trug offenbar einen ehemaligen Staatsrock seines Vaters, diese Ausstattung und ein Paar bunt gestickte Hausschuhe stachen unvorteilhaft ab gegen die kurze, knapp anliegende Joppe, die hohen Stulpenstiefel und die rehledernen Beinkleider, die den Anzug Augusts bildeten. In dem Augenblicke als Georg mit kräftigem Drucke die Eisenthüre des Turmes öffnete, hob die Kirchenuhr zur Mittagsstunde aus. Auf dies Kommando zogen beide gleichmäßig an dem starken Tau der Glocke, welche mit hellem Klange den Dorfbewohnern „Gesegnete Tageszeit" zurief. Erst als dies Geschäft beendet, der Strang an dem großen Haken seitwärts in der Mauer befestigt war, gewannen die Freunde Muße, miteinander zu plaudern.

„Georg, am 4. April gehe ich zur Aufnahmeprüfung."

„Gustel, da kommst Du ja früher fort als ich." —

„Wenn's gelingt, ja!"

„Pah, gelingen muß es. Von meines Vaters Präparanden ist noch keiner durchgefallen."

„Und ich werde der erste nicht sein, denke ich!" —

„Aber, sag', weißt Du noch immer nicht, wohin Dich der Herr schicken wird?"

„Wahrscheinlich nach Breslau, weil er gestern gesagt hat, ich solle jetzt nicht so viel musizieren, sondern tüchtig die Syntax wiederholen, ich könnte mich entschädigen, wenn ich zum Domchor gehören würde."

„So, so, das wäre schön: Du Sekundaner, ich Seminarist an einem Orte. Doch komm' einmal auf die Orgel, ich möchte das große Präludium probieren."

Als wäre die Aufforderung von ihm ausgegangen, war Georg bereits die schmale Wendeltreppe zum Chore hinaufgeeilt und saß schon auf der Orgelbank, als der Freund polternd die Dielung des Chores betrat.

„Weißt Du," sagte dieser mit Humor, „wenn ich im Balkentreten nicht recht gut bekomme, will ich nicht dem Kirchnatz sein Gustel heißen; denn so oft es ans gemeinsame Üben geht, fällt mir diese geistreiche Seite des Orgelspieles zu."

„Bitte, Gustel, sei nicht ungehalten, wer weiß, wie oft Du mir noch diesen Gefallen thun kannst."

„Der gutmütige Freund war schon hinter dem Verschlage verschwunden, und sein Tritt weckte die tönenden Geister, die sich dem Rufe des jungen Künstlers willig zeigten. Ja, ein echter Künstler war es,

der da leuchtenden Blickes die Finger auf der doppelten Tastatur spielen ließ. Eine Bachsche Fuge mit ihrer gewaltigen Klangfülle entwickelte sich aus dem harmonischen Vorspiele, und als sie weithallend verklungen, ertönten nach kunstgerechtem Übergange die Freudenaccorde des Jubelliedes:

„Triumph! der Tod ist überwunden.“ Sich selbst vergessend, schloß der Spieler Variation an Variation, und mit vollendeter Präcision klang die Grundmelodie ergreifend durch die gewandten Tonfiguren.

Er hatte geendet. Sein Haupt beugte sich tief herab, so daß die Stirn die Tasten berührte, während die rechte Hand den Knopf des Geigenprinzipals faßte. Regungslos verharrte er so, ohne zu bemerken, daß August herantrat. Er fuhr bestürzt auf, als dieser ihn auf die Schulter tippte, indem er sagte: „Georg, Du machst es alle Tage schöner!“ Der naive Beifall weckte ihn aus seinem Hinbrüten und mit zerstreutem Blicke, als denke er nicht an das, was er sprach, bemerkte er: „Spiele Du jetzt, Gustel, ich werde die Balken treten.“

„Nein, alter Freund, das gebe ich nie und nimmermehr zu, das ist nichts für Dich. Wer so schön spielt, darf nie mehr Balkentreter sein. — Ich will mir später die Annegine mitnehmen, die thut's gern.“

Als aber Georg aufsprang und dem Verschlage zueilte, packte er ihn am Rockschoß und zog den Widerstrebenden zur Treppe hin. Sie verließen einträchtig das Gotteshaus und trennten sich mit kräftigem Händedruck.

August hatte nicht weit zu gehen. Seines Vaters Besitzung war nur durch die breite Dorfstraße von der Friedhofsmauer getrennt. Dieser Lage des Bauerngutes wegen nannte man den Besitzer auch den Kirchnatz, wiewohl sein richtiger Name Ignatius Breuer lautete.

Das Gehöft des Kirchnatz ist eines der stattlichsten des Dorfes. Schon von fern unterscheidet es sich von den roten Ziegeldächern der nachbarlichen Besitzungen durch den glänzend blauen Schiefer der Bedachung, durch die Höhe des einstöckigen Wohnhauses, dessen Giebelseite mit einem Weinspalier bekleidet ist. Zu beiden Seiten des breiten, massiven Thorbogens, in dem sich die mächtigen rotgestrichenen Thorflügel bewegen, liegen vor dem Wohnhause rechts und dem Auszugshause links schmale Gärtchen, umgrenzt von einem kunstlosen Staketzaune. Im höchsten Teile des Thores ist hinter einem Glasfensterchen das bunte Bild der Muttergottes von Albendorf angebracht, und darunter liest man die Jahreszahl 1851.

August öffnete rasch die für Fußgänger bestimmte Thüre des kleineren Thorbogens und betrat den Hof. Dieser bildet ein längliches Viereck, dessen Seiten von den Wohnhäusern und Stallungen begrenzt sind, und der von dem großen, sanft ansteigenden Gras- und Obstgarten durch die breite Scheuer im Hintergrunde abgeschlossen wird. Das Nützlichkeitsprincip hat, wie allgemein Gebrauch, die Dungstätte in die Mitte des Hofes verlegt.

Neben dem Brunnen, vor dem ein langer Sandsteintrog liegt, stand der Staatswagen des Bauern, eine große Kalesche, wohl für ein Dutzend Personen berechnet. An demselben hantierten zwei junge Burschen. Der eine war August zum Verwechseln ähnlich, obwohl fast um Kopfeslänge höher. Es war Emanuel, der älteste Sohn des Hauses, unter dem Namen, „dem Kirchnatz sein Mane," im ganzen Dorfe bekannt. Seit der frühesten Jugendzeit war mit ihm das Bewußtsein groß gewachsen, daß er der einstige Erbe des Hofes werden würde. Das gab ihm ein gewisses Übergewicht über seine Geschwister, welches aber, dank seiner natürlichen Gutmütigkeit, sich nie ungerechterweise fühlbar machte.

Als der Bruder an ihm vorüber der Hausthüre zuschreiten wollte, schnellte er aus seiner gebückten Haltung empor, schüttelte mit energischer Kopfbewegung das krause Haar zurück und fragte: „Gustel, hast Du drüben gespielt?"

„Ich wünschte, ich könnte ja sagen; aber ich bin noch lange nicht so weit, es war der Georg!"

„Das ist ein Blitzjunge, der hat's weg!" rief Emanuel bewundernd und nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf, während Georg den mit Ziegelsteinen gepflasterten Hausflur durchschritt und die Gesindestube betrat. Dieser weite Raum erhielt Licht von fünf Fenstern, drei nach der Giebelseite, zwei nach dem Hofe. Wie in einer Schenkstube standen an drei Seiten der Wand hochlehnige Holzbänke und davor an der Langseite ein

breiter Tisch. Der braune, mächtige Kachelofen nahm die Wand neben der Thüre ein, und ein Eckbrettchen, mit schön geschnitztem Kreuz, den Statuen der Muttergottes und der heiligen Anna, bildete den einzigen Schmuck; durch das zierliche Geländer des Eckbrettchens waren geweihte Palmen geflochten, und darunter hing ein zinnernes Weihwasserkesselchen.

Im Zimmer ging es lebhaft zu. Ein junges Mädchen und drei Kinder bewegten die Lippen ebenso eifrig wie die Hände. Es waren die vier Schwestern Augusts, eine wie die andere schlank und kräftig gebaut, mit strohblonden Zöpfen, die wie ein Kranz den schön geformten Kopf zierten, klaren grauen Augen und frischer Gesichtsfarbe. Alle vier trugen der Großmutter zu Ehren den Namen Anna und hätten der Reihe nach vorgestellt werden müssen:

Anne-Marie, Anne-Liese, Anna-Regina, Anna-Barbara. Annemarie hatte vor kurzem ihr zwanzigstes Jahr begonnen, ihre Schwestern waren vierzehn, elf und neun Jahre alt. Vor den Mädchen lagen zwei hübsche Tannenbäumchen, und die geschickten Finger der beiden ältesten machten aus buntem Papier, das sie einem Zeichnenhefte des Bruders entnahmen, phantasievolle Blumen, welche die jüngeren in vorteilhafter Weise zwischen den Zweigen zu placieren versuchten.

„August näherte sich dem Tische und fragte verwundert: „Ihr habt ja nur zwei Sommerbäumel, Anneliese, willst Du nicht mitsingen?“

„Vater leidet's nicht, ich bin schon zu alt," erwiderte diese und zog die Augenbrauen kraus.

„Nun, laß' gut sein, ich bringe Dir etwas aus der Stadt mit, es thut Dir doch leid, daß Du nichts mitbekommen sollst, gelt, Naschliesel?" — neckte der Bruder.

„Das brauchst nicht zu denken," erwiderte sie gedehnt und setzte mutwillig hinzu: „Zum Krämer Böhme Karl geh' ich doch singen!"

„Anneliese, der Vater will's doch einmal nicht!" warnte die ältere Schwester, diese nickte mit dem Kopfe und behielt ihre weitere Meinung für sich.

Georg half der kleinsten, Annebarber, die mit dem Kunstwerk nicht zurecht kam und befestigte zu ihrer größten Befriedigung obenauf einen goldenen Stern.

„Jetzt halte das Bäumchen hübsch gerade, Annebarber, damit ich sehe, wo noch etwas fehlt."

Die Kleine stellte sich in Positur und drehte ihr Besitztum wohlgefällig nach allen Seiten, als die Mutter hereinkam. Diese, eine rüstige Vierzigerin, mit ebenso offener Physiognomie wie ihre Töchter, mahnte zur Eile, weil vor dem Abendläuten noch alles verrichtet sein müßte.

„Mutter, wir sind fertig, siehst!" sagte Annegine, und präsentierte ihre Schätze.

„Meiner noch, die sind aber hübsch," rief bewundernd die Bäuerin, „tragt sie ins Stübel und macht dort die Schulsachen, Anneliese hilft uns hier."

Das Stübel war von gleicher Größe wie die Gesindestube, aber niedriger, weil sich darunter der Milchkeller befand. Seine Einrichtung bestand in einem Dutzend Rohrstühlen, einem Lehnsessel mit Lederbezug, einem altfränkischen Sekretär und einem einfachen aber noch nagelneuen Pianino. Gustel steuerte sofort darauf zu, nahm ein Blatt mit Notenlinien und begann die für ihn noch recht mühsame Arbeit des Aussetzens des Chorals: „Es ist eine Ros' entsprungen." Annegine und Annebarber nahmen jede ein Fenster in Beschlag und rechneten laut ihre Exempel; das beschäftigte sie aber nicht lange, denn die Überbürdungsfrage findet noch keinen Boden in den Landschulen des Ostens. Nach einer halben Stunde war der junge Präparand ganz ungestört und blickte nur manchmal rasch auf, wenn Emanuels Stimme im Hofe laut wurde, oder der Vater in der Scheuer einen Knecht oder eine Magd anrief.

Auch Georg saß allein in der Giebelstube des Schulhauses. Vor ihm lag der Cambly aufgeschlagen, aber seine Augen blickten träumerisch hinweg über die schwierige Konstruktionsaufgabe. Lange starrte er hinaus, dann raffte er sich gewaltsam auf und rief: Es muß ja doch sein! Langsam zog er das Buch heran und vertiefte sich hinein. Die Thüre wurde leise geöffnet, und ein blasses Mütterchen in schwarzem Häubchen mit blauer Brille kam herein, und schob eine Tasse Kaffee auf den Tisch.

„Ich danke, Mutterle," sagte Georg sanft.

„Lasse Dich nicht stören, mein Junge, ich gehe schon wieder."

„Bleib' lieber, Mutter, damit ich mit dem da zu Ende komme. Wenn ich allein bin, verfolgen mich beständig so thörichte Gedanken," hastig sprang er auf, „es ist manchmal nicht zum Aushalten!" —

„Georg, was hast Du, was fehlt Dir, mein Sohn?" fragte besorgt Frau Hentschel und ließ die Thürklinke los, die sie schon erfaßt hatte.

„Nichts, ach, ich weiß es selbst nicht, Mutter. Ich möchte nur immer an der Orgel sitzen, oder am Klavier, oder die Violine nehmen."

„Hab' nur Geduld, es kommt ja später eine Zeit, wo Du ungehindert Deinen Neigungen folgen darfst, wenn Du erst Kaplan oder Pfarrer sein wirst, dann — —"

„Dann darf ich's erst recht nicht," fiel er unwirsch ein, „dann giebt es tausend schwere Pflichten zu erfüllen; ich wollte — —"

„Mein alter, lieber Georg, komm' her, was versucht Dich denn?" sie erfaßte seine Hand und zog ihn neben sich auf das Sofa.

„Mutter, es ist so schwer alles aufzugeben," stieß er hervor und drückte das Gesicht auf die harte Lehne.

„Was denn aufgeben, Georg? Ist es nicht ein erhebendes Gefühl, die einzige Stütze des alternden Vaters, der so viel gearbeitet hat, und der fast blinden Mutter werden zu können? — Als unser Emil vor

drei Jahren, kurz nach dem Eintritt ins Aluminat, starb, da setzten wir alle Hoffnung auf Dich, Du wirst uns nicht täuschen. Sei gut, überwinde die Versuchung, arbeite, und ich, Deine Mutter, werde für Dich beten."

Plötzlich umarmte er sie und sagte herzlich:

„Mutterle, sei ruhig, es ist vorüber!" Als wenn nichts geschehen, trat er an den Arbeitstisch und griff zur Feder. Nachdenklich verließ die alte Frau das Studierstübchen, der Sohn aber arbeitete mit eiserner Willenskraft, bis der Abend sich herabsenkte; dann ging er hinunter zu den Eltern in das dämmerige Wohnzimmer und folgte ihrer Aufforderung, einen kleinen Spaziergang zu machen.

Georg ging dem Scheine der untergehenden Sonne nach. Ein Samstagabend auf dem Lande hat etwas äußerst Friedliches, er ist wie der Vorgeschmack der Sonntagsruhe. Die Arbeiten werden zeitig beendet, Wohnungen und Wirtschaftsräume sind blank und sauber, der Kirchstaat wird zurechtgelegt, und Herr und Knecht finden am Feierabend Zeit, ein Pfeifchen zu rauchen. Einige Kinder tummelten sich noch vor den Häusern umher, da und dort vermischte sich der Schein der helllodernden Herdflamme mit dem matten Violett der abendlichen Beleuchtung. Es wehte von den fruchtreichen Hügeln, welche die enge Thalmulde des Dorfes einschlossen, ein frischer Frühlingshauch, der dem jungen Studenten zuraunte: „Es muß doch Frühling werden." Unter dieser Empfindung erreichte

er das letzte Haus des Dorfes, die Schmiede. Auch hier ruhte bereits die Arbeit. Geräte und Werkzeuge hingen und standen in bester Ordnung, und der Raum unter dem breiten Vordache war sauber gefegt. Durch das halbgeöffnete Fenster des niedrigen Stübchens drang eine helle Knabenstimme:

1. Schlafe, Kindlein, hold und süß
Wie im Engelparadies;
Schlaf in guter, süßer Ruh',
Thu' die kleinen Äuglein zu!

2. Draußen steh'n die Lilien weiß,
Haben allerschönsten Preis;
Droben in der lichten Höh'
Steh'n die Englein, weiß wie Schnee!

3. Kommt, ihr Englein, weiß und fein,
Wiegt mir schön mein Kindlein ein;
Wiegt sein Herzchen fromm und gut,
Wie der Wind der Lilie thut.

Georg blieb stehen und summte den Refrain mit; da schrie ein kleines Kind aus Leibeskräften dazwischen, und der Sänger drinnen brach plötzlich ab und plauderte:

„Resel, mußt ja still sein, will Dir auch noch was singen. Was ist Dir denn, Schwesterle? — Armes Resel, hast kein Mutterle mehr! Mußt aber still sein, der Hans ist ja bei Dir."

Dem feinen Ohre des Lauschers entging es nicht, daß die Worte sich in schluchzende Laute verloren. Er wußte wohl, die beiden Geschwister da drinnen

hatten vor kurzem ihre gute Mutter verloren, der vierzehnjährige Hans und die zweijährige Therese. Rasch trat er ein. „Guten Abend, Hans. — Bist Du ganz allein?"

Der Angeredete zog sich in die dunkle Ecke zurück und fuhr mit dem Ärmel über die Augen. Georg that, als sähe er es nicht und bückte sich über den kleinen Schreihals, der, in ein dickes Federkissen eingebunden, auf dem Tische lag. Beim Anblicke des fremden Gesichtes wurde das Konzert noch lebhafter, aber Georg zog eine Mundharmonika aus der Tasche und begann mit lustigen Weisen zu accompagnieren. Das hatte die gewünschte Wirkung. Resel wurde still, lauschte aufmerksam, verzog dann das rosige Mündchen zu lustigem Lachen. Nun war sie auch zugänglich, als Hans ihr von der bereitstehenden Milch Löffel um Löffel eingab, und bald schloß sie müde die Augen und schlief sanft ein.

„Wo ist der Vater, Hans?" fragte leise Georg.

„Er ist in Philippsfeld beim Müller, der hat ihn hinbestellt."

„Warst Du mit dem Kinde fortwährend allein?"

„Ja, denn die Muhme hat heute bei sich genug zu thun."

„Hans, ich glaube, Resel hat keine besondere Pflege; ich will einmal mit der Mutter sprechen, vielleicht kann sie einstweilen zu uns kommen."

„Ach, das wäre ein großes Glück, dann würde mir das Fortgehen nicht halb so schwer werden."

„Willst Du denn fort?“

„Ja, Georg, der Vater will mich zum 1. April in die Lehre schicken, über die Grenze nach Weidenau, zu einem Wachszieher und Lebzelter.“

„Hast du Freude an diesem Geschäft?“ —

Hans legte erst vorsorglich das schlafende Schwesterchen in die Wiege, dann, auf den Zehen herankommend, antwortete er: „Das weiß ich noch nicht, ich kenne es ja nicht. Ich wäre gern ein Reiter geworden. Aber weißt Du, der Vater sagt, das kann ich trotzdem, ich darf ja nur bei der Kavallerie dienen.“

Georg lächelte zustimmend und sagte: „Es wird dem Vater leid thun, er verliert dann auf einmal seine drei Hauptsänger: Dich, den August und mich. Doch ich muß gehen; Hans, komme morgen einmal hören, was ich in betreff der Resel bei Mutter ausgerichtet habe. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Georg, ich danke Dir!“

Nachdenklich nahm Georg den Heimweg längs der Gärten des Dorfes. Es begann zu dunkeln, und einsam war sein Pfad. Das Gewirr seiner Gedanken löste sich, je weiter er schritt, in sanfte Melodien auf, und leise summte er vor sich hin des Wanderers Nachtlied:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest, u. s. w.

Die Idee nahm ihn so gefangen, daß er hastig das Elternhaus zu erreichen strebte. Er fand den

Vater, die lange Pfeife rauchend, allein im Wohnzimmer. Nach kurzem Gruße nahm er sofort am offenen Flügel Platz und begann in Töne zu kleiden, was der kurze Abendspaziergang in seinem Inneren zu schönster Harmonie ausgestaltet. Ergriffen lauschte der musikkundige Vater, und als Georg geendet, küßte er segnend die Stirn des hochbegabten Jünglings.

* * *

Die Glocken läuteten den Sonntag Lätare ein; das Wetter war kühl aber frühlingshell. Kaum war der Gottesdienst beendet, da strömte die frohe Kinderschar über den Gottesacker den Wohnungen zu, um die bereitgehaltenen Sommerbäumchen in Empfang zu nehmen. Der Rundgang im Dorfe, den die einzelnen Parteien bei Verwandten und Bekannten in Scene setzten, wurde mit einem allgemeinen Ständchen im Pfarrhofe feierlich eröffnet. Nach kaum zwanzig Minuten waren auch die Entferntwohnenden zur Stelle. Wie man es in der Schule gewöhnt, erfolgte die rasche Aufstellung nach den Stimmen. Georg gab den Ton an, und rein und klar erscholl dreistimmig das herrliche Lied:

„Harre, meine Seele, harre des Herrn!
Alles ihm befehle, hilft Dir doch so gern!"

Bei der zweiten Strophe zeigte sich der Herr Pfarrer, und als diese verklungen, nickte er beifällig und sprach: „Jetzt, Kinder, etwas Lustiges!"

Die Jungen verlangten stürmisch das Echolied:

„Im Wald, wo's Echo schallt," die Mädchen stimmten mit gleicher Lebhaftigkeit für das Sommerlied: „Blaue Luft, Blumenduft und der Winde Weh'n, immerzu ohne Ruh' über Thal und Höh'n!"

Mit komischer Gebärde hielt sich der würdige alte Herr die Ohren zu, und als auf dies nicht mißzudeutende Zeichen ein wenig Ruhe eintrat, entschied er launig: „Erst die Damen, allemal. Also erst das Sommerlied und dann den Jägergesang."

Die Parteien waren befriedigt und trugen mit Präcision ihre kleinen Bravourstückchen vor. Jetzt entstand ein Pause; der „Herr", wie der Pfarrer kurzweg im Dorfe genannt wurde, blickte forschend in den Hausflur. Da rief ein kleiner kecker Bube lustig in der singenden Vortragsweise der Sommerliedel:

„Der Herr, der hat 'ne hoche Mütze,
Er hat sie voll Dukaten sitzen,
Er wird sich wohl bedenken
Und uns auch etwas schenken!"

Pst! Pst! ermahnte Georg mit erhobenem Finger, die Mädchen kicherten, und die Jungen stießen sich vor Vergnügen. Der „Herr" aber wurde gar nicht böse, sondern rief laut ins Innere des Hauses: „Katharina, wo bleibst Du denn? Die Sänger müssen ja noch weiter geh'n!"

Und Katharina, des Pfarrers Schwester, eine kräftige Frauengestalt mit klugem Gesicht, erschien, hinter ihr der Kutscher mit einem großen Brette

voll Streuselkuchen, der in gleichmäßige Stücke geschnitten war.

„Wo bleibt der Spruch fürs Fräulein?" mahnte der Herr, und die ganze Versammlung begann kunstgerecht zu leiern:

„Das Fräulein hat ein Gärtel grün,
Viel schöne Rosen blühen drin,
Sie wird sich wohl bedenken
Und uns auch eine schenken!"

„Das heißt, Kuchen ist euch doch lieber?" forschte der Herr und ging die Reihen entlang, jedem sein Deputat einhändigend. Die meisten knoteten das bunte Taschentüchlein zusammen und legten die reichliche, süße Spende hinein. Als alle bedacht waren, gebot der Herr Stille und sagte: „Ich habe für jeden noch ein hübsches Bildchen, aber das bekommt ihr erst in der Religionsstunde, jetzt könntet ihr es zerdrücken oder verlieren. Nun geht, Kinder, und seid hübsch bescheiden!"

Georg gab den vordersten ein Zeichen, und sie riefen laut: „Gott bezahl's, Hochwürden!" Der Chorus that es ihnen nach, und damit war die große Cour beendet. Die Kinder gruppierten sich am Thore und schritten den einzelnen Bauernhöfen zu, um in althergebrachter Weise ihre Lieder vorzutragen und die großmütigen Spenden einzuheimsen.

Am Spätnachmittage saßen Frau Hentschel und Fräulein Katharina zusammen in der Wohnstube des

Lehrerhauses und besprachen die Vorkommnisse des engen Kreises, in dem sie lebten. Beide Frauen aber waren zu edel veranlagt, als daß dieses Gespräch in Klatschereien hätte ausarten sollen. Freundlich grüßend schritten ab und zu Dorfkinder mit den geschmückten Bäumchen vorüber, und die zufriedenen Mienen waren ein beredtes Zeichen von dem Erfolge ihrer Besuche.

Frau Hentschel sagte: „Georg ist gestern zufällig in die Schmiede eingetreten und hat den armen Hans mit Resel allein getroffen, es ist jämmerlich, wie verlassen die beiden Kinder sind."

„Ich fürchte, das wird noch schlimmer werden," erwiderte Fräulein Katharina, „denn der alte Huber will sein Handwerk niederlegen und eine Maschinenwärterstelle drüben in Philippsfeld in der neuen Dampfmühle annehmen. Er hat heute den Bruder um Rat gefragt. Er bekommt dort Kost und Wohnung, das giebt den Ausschlag!"

„Und die Kinder?" warf Frau Hentschel ein.

„Hans kommt zum 1. April in die Lehre, und Resel soll in Pflege gegeben werden."

„Ja, aber zu wem?"

„Das ist eben die Frage. Im Dorfe ist wirklich niemand, der diese Last übernehmen würde; das Kind ist noch zu klein und läuft erst an einer Hand, sonst hätte ich Lust, es auf den Pfarrhof zu nehmen."

Frau Hentschel schwieg eine Weile und blickte nachdenklich vor sich hin, dann sagte sie: „Es handelt sich also eigentlich nur um eine kurze Übergangszeit.

Soll man aber deshalb das arme Waiselein einer schlechten Verpflegung aussetzen! Ich kann nicht vergessen, wie schwer der guten Frau Huber der Todeskampf wurde, wie sie immer und immer wieder nach dem Nesthäkchen blickte und in tiefem Schmerze ausrief: Lieber Gott, hättest Du meine Resel doch auch zu meinen anderen vier Engelchen geholt!"

Es klopfte zaghaft an die Thüre, und auf das Herein der Hausfrau stand in der Thüröffnung Hans Huber, purpurrot vor Verlegenheit. Auf dem Arme trug er das Schwesterchen, angethan mit einem dunklen Röckchen und einem großblumigen Wollentuche, das mit einem genialen Knoten auf dem Rücken gebunden war. Der ganze Anzug zeigte, daß eine ungeübte Hand ihn vollendet hatte. Die Kleine blickte so frisch und vergnügt in die Welt, als wäre sie eine Prinzessin und hielt in den roten Händen ein Zweiglein fest, an dem mehrere bunte Fähnchen wehten.

„Komm' weiter, Hans!" ermunterte die Lehrersfrau, „Resel soll wohl auch singen?" Sie nahm ihm das Schwesterchen ab, welches dies ohne Widerstreben geschehen ließ, das Zweiglein zur Erde warf und laut krähend mit beiden Händchen nach der blauen Brille faßte.

„Das mußt nicht thun, Resel, hier hast Du etwas Besseres," legte sich Fräulein Katharina ins Mittel und reichte ihr ein Stück Zucker aus der bunten Blechdose auf dem rotgedeckten Tische.

Resel war nicht unempfänglich für die will-

kommene Ablenkung und ließ sich geduldig aus dem dicken Tuche wickeln und auf die Erde setzen, wo sie bald mit Garnwickeln und einem Stück Papier vergnügt spielte.

Hans stand schweigend in der Nähe der Thüre. Frau Hentschel nötigte: „Hans komm', trinke eine Schale Kaffee, setze Dich dahin — so — nun lange tüchtig zu! Für Resel will ich auch sorgen. Sag', hat der Vater schon überlegt, wo sie hinkommen soll, wenn er nach Philippsfeld geht?"

„Er hat heute an die Tante geschrieben, die an den Unteroffizier Brauner in Grottkau verheiratet ist, ob sie Resel haben will, die hat auch fünf Kinder."

„So, so! — Aber iß doch, lieber Junge! Dann kannst Du ein Weilchen zu Georg hinauf gehen, ich glaube, August ist auch oben. Wenn es dunkel wird, kommst Du Resel wieder holen."

Bescheiden dankend verließ Hans die Wohnstube. Resel strebte heftig danach, ihn einzuholen und streckte die bloßen Ärmchen verlangend nach ihm aus; aber Fräulein Katharina wußte sie zu beruhigen, indem sie mit dem Kaffeelöffel an ein Wasserglas taktmäßig schlug, und durch dieses primitive Musikinstrument das innere Gleichgewicht der lebhaften Kleinen herstellte.

„Ist das Mädel nicht allerliebst!" fragte, zärtlich auf Resel blickend, die Lehrersfrau. „So frisch und gesund und so drollig. Wenn Vater Huber wollte, ich würde sie sofort ins Haus nehmen?"

„Liebe Frau Hentschel, bedenken Sie die Last, die Sie sich aufbürden. So ein Kind will beständig beaufsichtigt sein. Seien Sie nicht böse, daß ich daran erinnere, aber denken Sie auch an Ihre Augen!“

„Eben daran dachte ich, sie werden immer schwächer. Es giebt Stunden, liebstes Fräulein, wo mir das Wort blind wie ein Schreckbild vor der Seele steht. Ich kann fast keine Handarbeit mehr vornehmen. Sollte es nicht ein Wink des lieben Gottes sein, mir in dem armen Waisenkinde eine Ablenkung für meine niederdrückenden Gedanken und vielleicht für später eine Stütze zu erziehen?“

„Was würde Ihr Mann dazu sagen?“

„Ich glaube, er würde meinen Wunsch gewähren, er fürchtet sich schon vor der Zeit, wo wir unseren Georg nicht mehr bei uns haben werden. Er ist ja unser Einziger!“

Fräulein Katharina erfaßte ihre Hand: „Handeln Sie immerhin nach Ihrem guten Herzen; aber das sage ich Ihnen, wenn es Ihnen ja einmal zu schwer werden sollte, die Folgen des großmütigen Entschlusses zu tragen, so denken Sie daran, daß die Katharina Schön Ihre Freundin ist.“

„Ich danke!“ erwiderte Frau Hentschel einfach und mit Herzenswärme und wandte sich dem spielenden Kinde zu, um ihre Bewegung zu verbergen.

Nach Verlauf einer Stunde holte Hans das Schwesterchen ab. Im Hausflur zog Frau Hentschel vor-

sorglich dem Kinde das weiche Tuch über das erhitzte Lockenköpfchen, gab dem Bruder noch einige Anweisungen über die Behandlung der Kleinen, drückte ihm verstohlen ein Päckchen mit allerlei Süßigkeiten in die Hand und entließ ihn mit der Verheißung, morgen zum Vater zu kommen, um Resels wegen mit ihm zu reden.

In den treuherzig schauenden Augen des Knaben blitzte ein Freudenschimmer auf, und er entfernte sich mit einem aus dem Herzen kommenden: „Gott vergelt's tausendmal."

Kaum saß Frau Hentschel wieder bei ihrem lieben Gaste, da rollte in rasendem Galopp die Staatskutsche des Kirchnatz, bespannt mit zwei vierjährigen, kräftigen Ackerpferden, die Dorfstraße herauf. Mit regelrechter Kurve fuhr Emanuel, der das Gespann lenkte, durch den großen Thorbogen, dessen breite Flügel von unsichtbarer Hand sofort wieder geschlossen wurden. Bald darauf kam Anneliese, ein schmuckloses Körbchen tragend, heraus und schritt direkt auf das Schulhaus zu. Mit der ihr eigenen Sicherheit, die jedoch die Bescheidenheit nicht verletzte, überreichte sie ihre Gabe Frau Hentschel.

„Schönen Gruß von Vater und Mutter, und das haben sie aus der Stadt für die Frau Schulhalterin mitgebracht."

Frau Hentschel nahm die reiche Spende herzlich dankend in Empfang und forderte Anneliese zum Sitzen auf, diese aber lehnte unter dem Vorwande,

noch eine Besorgung zu haben, ab und entfernte sich eilig.

Kaum war das Schulhaus hinter ihr, so begann sie zu laufen, daß die langen blonden Flechten auf den Rücken herabfielen, und der aufspritzende Schmutz ihren hellen Kleidersaum färbte. Atemlos erreichte sie die Schmiede, klopfte leise ans Fenster und machte dem herankommenden Hans ein Zeichen. Dieser rief: „Bin allein, komm' nur!"

Sie schlich auf den Zehen herein: „Schläft sie schon?" flüsterte sie.

„Ach, nicht doch, sie will nicht, wenn Du nicht kommst. Du hast sie verwöhnt, Liesel. Ich habe gestern eine schöne Bescherung gehabt, hat geschrie'n wie — —"

„Pst! nicht schimpfen!" sagte Anneliese mit der gebietenden Handbewegung einer Fürstin und nahm Resel auf den Arm. Diese jauchzte vor Lust und schmiegte ihr heißes Köpfchen zärtlich an die Schulter der jungen Pflegerin. „Hans, bringe Wasser!"

„Gleich, gleich, Anneliese!"

„So, komm' Resel! Was für ein kleiner Schmutzfink Du bist! So, hübsch blank machen wollen wir Dich! Brr, brr! — Da schläft es sich noch einmal so gut. Und wenn's Kind brav ist, dann giebt der Hans morgen, was die Anneliese mitgebracht hat."

So unter beständigem herzigen Geplauder hatte sie mit geschickter Hand die Nachttoilette beendet und Resel in ihr Wägelchen gebettet, das der Schmied

selbst fabriziert, und das von den Dorfkindern wie ein kleines Kunstwerk, wahrscheinlich hauptsächlich seines bunten Anstrichs wegen, angestaunt wurde. Sie neigte sich über das Kind, bezeichnete es mit dem heiligen Kreuzzeichen, küßte es herzhaft und summte dann, den Wagen leise hin- und herschiebend:

Schlaf, Resel, süße
Zuckerrosinen und Nüsse,
Überzog'nen Mandelkern
Essen die kleinen Kinder gern!

Als diese Zauberformel zum drittenmal ertönte, war die gewünschte Wirkung eingetreten, Resel schlief fest.

„Hans," flüsterte Anneliese, ein Päckchen aus der Tasche ziehend, „hier ist das Hemdchen, zieh's ihr morgen an, ich hab's in aller Herrgottsfrühe heute genäht. Weißt Du, es ist Sonntagsarbeit, aber es wird schon halten, es ist ja für ein Waiselein. Gestern haben sie mich die Ziegen melken lassen, ich konnte nicht kommen."

„Hat denn noch niemand gemerkt, wo Du immer hingehst, Liesel?"

„Nein, noch nicht."

„Warum sagst Du es aber nicht lieber?"

„Ach was, es ist o viel hübscher. Du mußt auch schweigen, hörst Du, sonst kann ich böse werden. Ich will das kleine Ding da ganz allein versorgen, was brauchen es denn andere abküssen? — Doch, gute Nacht, ich muß nach Hause traben."

„Liesel, halt, warte einmal, ich muß Dir noch sagen, daß die Frau Schulhalterin vielleicht Resel ins Haus nehmen wird."

„Was Du sagst, das wäre herrlich! — Doch halt, kommt da nicht Meister Huber?"

„Ja, der Vater ist es, Liesel!"

Und rasch, als hätte sie bei ihrem Samariterdienste unrecht gethan, war sie durch die Hinterthür verschwunden und eilte längs des Baches, der das Dorf der Länge nach durchschnitt und von vier Stegen primitivster Art überbrückt war, dem elterlichen Hause zu.

Am folgenden Tage ging alles seinen gewohnten Gang. Der alte Hentschel docierte gewissenhaft sein Pensum, wobei ihn der Präparand August nach besten Kräften unterstützte. Georg studierte im stillen Zimmer des Herrn mit diesem einige Stunden Griechisch und Latein; im Gehöfte des Kirchnatz war man in regster wirtschaftlicher Thätigkeit, und Hans Huber fungierte als Küchen- und Kindermagd, während der alte Schmied kräftig den Hammer schwang und einen Eisenreifen nach dem anderen um die Räder schweißte, die in ziemlicher Anzahl unter dem breiten Vordache standen.

Hubers Miene war sorgenvoll und oft schweiften seine Blicke von der Arbeit hinüber zu dem kleinen Wägelchen, welches Hans in den warmen Sonnenschein geschoben hatte und in dem klein Resel mit einem Holzpüppchen sich amüsierte. Ein Schatten verdunkelte plötzlich die Thüröffnung, und als er sich umwandte, erkannte er Frau Hentschel.

„Guten Morgen, Meister Huber! Ich wollte erst in der Dämmerung kommen, es ließ mir aber keine Ruhe, ich muß bald mit Euch sprechen."

Der Schmied legte den Hammer auf den Amboß und nötigte die alte Dame in das Wohnzimmer. „Wir wollen hier bleiben, das Wetter ist ja so schön," sagte Frau Hentschel und setzte sich auf die Steinbank am Gartenzaun, während Huber, an einen Holzschober gelehnt, die weitere Anrede zu erwarten schien.

„Fräulein Schön hat mir mitgeteilt, daß Ihr, Meister, die Maschinenwärterstelle in Philippsfeld annehmen werdet, was denkt Ihr denn dann mit den Kindern anzufangen?"

Huber blinzelte sie von der Seite an und erwiderte: „Das ist halt so eine Sache, Frau Lehrerin; der Hans kommt in die Lehre am 1. April."

„Gut, aber Resel?"

„Ja, die Resel, die werde ich wohl nach Grottkau bringen müssen zur Schwester Karoline."

„Möchtet Ihr sie nicht lieber in der Nähe behalten?"

„Das möchte ich schon gern, aber wenn's halt nicht geht, muß man sich drein schicken!"

„Meister Huber, ich will Euch einen Vorschlag machen. Überlaßt mir das Kind, bis sich Besseres dafür findet, ich will es Euch schon gut pflegen!"

Huber wandte sich jäh um und sprach mit barscher Stimme, um seine Rührung zu verdecken: „Frau Lehrerin, was Sie mir da sagen, nimmt mir einen

Stein vom Herzen, und der liebe Herrgott segne Sie für das, was Sie thun wollen." Und halb abgewendet reichte er ihr die Hand mit kräftigem Drucke.

„Also, es ist abgemacht zwischen uns, Huber, Resel kommt, sobald Hans fortgeht, ins Schulhaus."

Er nickte bestätigend mehrere Male und betrat eiligen Schrittes die Werkstätte, in welcher bald unter seinen wuchtigen Hammerschlägen die Funken sprühten. Frau Hentschel plauderte noch mit der zutraulichen Kleinen, benachrichtigte darauf den hocherfreuten Hans von dem Erfolge ihres Besuches und kehrte heim, beglückt durch das Bewußtsein, einen edelmütigen Entschluß zur Ausführung gebracht zu haben.

Heute war der 1. April, der Tag des dreifachen Abschiedes im Dorfe. Kaum war die Sonne verheißungsvoll aufgegangen, da faßte Hans Huber sein Bündelchen mit den notwendigsten Sachen und verließ in Begleitung des Vaters das liebe, liebe Hüttlein, seine bisherige Heimat. Huber mußte heute selbst sein Amt antreten, er konnte daher dem Sohne nur ein Stück Weges das Geleit geben. Beim Abschiede brachte er in seiner rauhen Weise nichts hervor, als: „Behüt' Dich Gott, Hans, denk' an Dein Mutterle und sei brav!" Dann verschwand er in dem Hohlwege, welcher nach dem tiefer gelegenen Philippsfeld abzweigte. Hans schritt rüstig bis auf das Plateau des Hügels, dort stützte er sich auf seinen starken Wanderstab und blickte zurück auf Josephsthal, das im hellsten Morgensonnenglanze zu seinen Füßen lag. Er fühlte, es sei nun

ein bedeutungsvoller Augenblick in seinem jungen Leben, und tiefe Bangigkeit preßte ihm das Herz. Er war sich keines klaren Gedankens bewußt, er hätte es nicht sagen können, weshalb schwere Thränen über sein sonnengebräuntes Gesicht unaufhaltsam herabrollten.

Aus seinem Hinbrüten schreckte ihn ein Geräusch hinter dem krausen Schlehdornstrauche auf, und er fuhr sichtlich zusammen, als eine wohlbekannte Stimme ihn anrief: „Geh' doch, Hansel, wirst doch nicht weinen!"

Da stand auch die Anneliese vor ihm und rüttelte ihn herzhaft am Arme.

„Liesel, was willst Du hier?" fragte er mit erzwungenem Lachen.

„Das frägst Du noch, Du dummer Hans, kannst Dir's wohl gar nicht denken, gelt? — Sagen muß ich Dir noch einmal ungestört, daß ich Dir von der Resel schreiben werde, wie es ihr geht, ob sie gesund und munter ist, und daß ich Deiner Mutter Grab schön pflegen will. Und ich denke, nun weinst Du doch nicht mehr, alter Kamerad!" sagte sie weich.

Aber der dumme Hans fing nun gar an zu schluchzen, und Anneliese mußte energisch einschreiten.

„Wenn Du nun aber nicht aufhörst zu flennen, Hans, gehe ich gleich wieder!"

„Ach, Liesel, Du bist ein gutes Mädel," stotterte er, „und ich dank' Dir — und leb' wohl, und das erste, das ich backen kann, das ist für Dich!"

„Schon gut, schon gut. Gott behüt' Dich!" Dabei reichte sie ihm die Hand, und die Schulkameraden schieden voneinander.

Hans schritt rüstig fürbaß ohne umzusehen. Anneliese indessen folgte dem Glöcklein im Thale, dessen dünne Stimme zur Schulmesse rief. Das junge Mädchen, das so offen und klar in die Welt schaute, barg heute das Gesicht in den Händen und sah während der heiligen Handlung nicht einmal auf. Anneliese hatte ein tapferes Herz, sie wußte trotz ihrer Jugend, wo der rechte Trost zu finden ist, und sie hatte so viel dem lieben Gott vorzutragen, denn auch der Bruder schied heute aus dem Elternhause.

Am hellen Mittage, als der arme Hans gewiß vor seinem Lehrherrn stand, hielt des Pfarrers Wagen vor dem Lehrerhause, wo der Herr mit den beiden Studenten einstieg. Stumm und thränenlos war der Abschied Georgs von seinen Eltern, heiter und zuversichtlich nickte August den Seinen zu, die sich am Thore aufgepflanzt hatten. Ein Ruck, und der Wagen flog hinaus der Landstraße zu, die nach dem Bahnhofe der Kreisstadt führte. Die kranken Augen der Frau Hentschel sahen in der Richtung der aufwirbelnden Staubsäule. Heiße Gebete durchfluteten das Mutterherz. Vor nicht zu langer Zeit war ihr Ältester hoffnungsreich so hinausgefahren, und heute deckte ihn, fern von der Heimat, der grüne Hügel. „Gott sei mit ihm und mit uns!"

„Ich denke, Sie bleiben beide heute bei mir!"

bat im Tone herzlicher Freundschaft, der keinen Widerspruch duldete, Fräulein Katharina, „Resel kann mit Annebarber spielen.“

„Ein wenig Zerstreuung kann uns nichts schaden,“ meinte der Lehrer, „ich nehme daher dankbar ihre Einladung an.“

Sie betraten das Pfarrhaus, woselbst alsbald Anna Barbara mit Resel sich einstellte, welch lustiges Paar die Küche zum Schauplatze seiner heiteren Kinderstreiche erwählte. Im Schulzimmer hantierte in dieser Zeit unaufgefordert mit Kehrbesen und Staubtuch Anneliese. Ihr Werk gelang ihr so gut und fand seitens der zufällig vorübergehenden Mutter so ermunternde Anerkennung, daß sie bei sich beschloß, die gute Frau Hentschel von nun an stets von dieser Arbeit zu befreien, aber bedauernd sprach sie zu sich selbst: „Schade, sehr schade, daß ich es nicht werde heimlich thun können!“

Die Woche vor dem Palmsonntage verging in ruhigem Gleichmaß. Als die Glocken am Vorabende den hohen Tag einläuteten, kam der Herr ins Dorf zurück und betrat freudestrahlend die Lehrerwohnung. Der alte Lehrer kam seinem Gaste mit der hastigen Frage entgegen: „Wie ging's mit unseren Jungen, Hochwürden?“ „Gott Dank, ganz prächtig, beide Studentlein haben uns Ehre gemacht. August ist aufgenommen im Seminar, Georg Primaner.“ Frau Hentschel, die herbeigekommen war, faßte dankerfüllt des Geistlichen Rechte, dieser aber wies jede Dankes-

bezeigung anspruchslos zurück und sagte: „So weit wären wir glücklich, der liebe Gott wird weiter helfen. Doch ich muß zum Vater Breuer, der auch Nachricht von seinem Sohne ersehnen wird," und rüstig schritt er dem Gehöfte zu.

„Hochwürden, der Herr Pfarrer!" rief Annemarie, die am Brunnen das Butterfaß scheuerte. „Annegine, hole rasch die Eltern, sie sind im Backhause." Darauf nötigte sie den Herrn in das sonnige Stübchen.

Seine Nachricht verbreitete allgemeinen Jubel im Familienkreise. Emanuel mußte auf Veranlassung des Vaters eine Flasche süßen Österreicher aus dem Keller holen, und Annebarber eilte, auf den Wink der Mutter, den alten Lehrer herbeizurufen. Seelenvergnügt stieß man auf das Wohl der beiden Studierenden an, aber der Pfarrer wehrte die Entkorkung einer zweiten Flasche und schlug vor, anstatt dieses improvisierten Familienfestes lieber während der Ostertage ein Stündlein gemütlich zusammenzusitzen.

Als er sich am Thore verabschiedete und über die blonden Köpfe der Breuerschen Sprossen, die ihn lächelnd umstanden, hinwegblickte, fiel ihm auf, daß Anneliese unter den Geschwistern fehlte, er fragte nach ihr.

„Hochwürden, das ist ein Springinsfeld, das Mädel," sagte halb ärgerlich die Bäuerin, „ist bald hier, bald dort, hat kein Sitzfleisch; wird wieder bei der Resel sein oder mit den Jungen läuten. Es wird nichts Rechtes aus ihr. Wie die Annemarie so alt war, hatte ich schon eine rechte Hilfe!"

„Mutter," sagte diese errötend, „die Liesel ist aber so gut!"

„Ja, das ist wahr," fiel der Lehrer ein, „herzensgut ist sie und goldtreu."

Der Kirchnatz räusperte sich laut, denn Anneliese schritt auf die Gruppe zu.

„Vater, der Gustel hat bestanden?! — Ja sicher, ich sehe es euch allen an. Juchhe!" und sie drehte sich pfeilgeschwind auf dem Absatz und klirrte mit den mächtigen Kirchenschlüsseln.

Jetzt erst bemerkte sie den Pfarrer und wurde glühend rot vor Verlegenheit über ihr ungeniertes Gebaren. Doch dieser legte die Hand auf den blonden Scheitel und fragte launig, ob sie sich in die Küsterdienste gut eingerichtet habe!

Dann verließ er mit freundlichem Gruße, begleitet vom Lehrer, die fröhliche Familie.

* * *

Die schöne Frühlingszeit verging. Wie ein wogendes Meer dehnten sich die reichen Fruchtgefilde des Dorfes aus, üppig und frisch stand das Gras auf den Bergwiesen und harrte des Schnittes. Schon röteten sich die Kirschen, der arbeitsreiche Sommer hielt seinen Einzug. Alle Hände regten sich im Dorfe von früh bis spät, und bei anstrengender Arbeit vergingen die Tage im Fluge. Unter unseren Bekannten ging scheinbar alles seinen gewohnten Gang, und doch vollzog sich im Lehrerhause ein trauriges Verhängnis. Die guten Augen der Mutter Georgs wurden immer

trüber, immer schwerer wurde ihr die Verrichtung der häuslichen Pflichten, der Handarbeiten gar nicht zu gedenken. Eines Morgens, als der goldige Tag die glücklichen Sehenden zum Lichte erweckte, lagerte dunkle Nacht auf ihrem Angesichte. Sie wußte es, sie war blind. —

Es war bewunderungswürdig, mit welcher Ergebung das sanfte Mütterchen dieses herbe Geschick aus Gottes Hand annahm. Sie vermochte es sogar, ihren erschütterten Gatten mit überzeugenden Worten zu trösten: sie würde sich auch so zurechtfinden lernen, er solle nur Geduld haben. Das konnte sein gequältes Herz nicht anhören, das Unglück traf ihn zu schwer, und in seiner Not und Bedrängnis eilte er zu Fräulein Schön, um Rat und Hilfe bei ihr zu suchen.

Diese stand gerade an dem großen Speiseschrank im Hausflur und ließ sich von Anneliese eine Portion frischer Butter reichen, um sie zu verschließen.

„Blind, sagen Sie, wirklich blind!“ rief sie in höchster Bestürzung. „O mein Gott, die arme Freundin!“

„Ach, Fräulein, hätten wir doch eine Tochter, damit meine Frau gepflegt werden könnte!“

Anneliese stand stumm seitab, regungslos die Sprechenden verfolgend, aber auf einmal kam Leben in sie, und hastig eilte sie hinweg. Die beiden Anwesenden achteten nicht darauf, sondern trösteten sich gegenseitig mit der lebhaften Hoffnung, das Übel könne durch eine Operation gehoben werden.

Nach kurzer Zeit betraten sie die Wohnstube des Lehrerhauses. Aus derselben klangen ihnen lebhafte Stimmen entgegen.

„Nein, nein, beste Frau Breuer, ich kann das Opfer unmöglich annehmen. Ich werde mich ja einrichten lernen."

„Ach, bitte, bitte, darf ich doch bei Ihnen bleiben, ich werde auch nicht so unwirsch sein!" bat herzlich Anneliese.

Da fiel Fräulein Katharina ins Wort: „Recht so, das Mädchen hat das Herz auf dem rechten Flecke, gerad' wie die Mutter, und nun machen Sie keine Umstände, Frau Hentschel, lassen Sie ihr vorläufig den Willen. Lange wird es ja nicht nötig sein, so Gott will."

„Es ist schön, daß Sie mir helfen," sprach die Bäuerin. „Wir können die Anneliese schon entbehren drüben, und sie wird sich auch rechte Mühe geben, vernünftig zu sein, gelt Liesel?"

Nachdem die Bäuerin noch verschiedene Einwände beseitigt, stimmten endlich alle Parteien dem Wunsche Anneliesens bei. Sie siedelte sogleich ins Lehrerhaus über und übernahm die Pflichten des bescheidenen Haushaltes mit jugendlichem Eifer. Schon jetzt erwies sich Resel als ein Segen des Hauses. Sie begann so drollig zu plaudern und lockte durch diese Künste manches Lächeln auf das blasse Gesicht der Schwergeprüften.

Hentschel, der nach einer Konsultation mit einem

berühmten Augenarzte fast ohne Hoffnung auf die Heilung seiner Frau war, raffte sich gewaltsam auf und verschaffte ihr durch sein meisterhaftes Spiel manche Ablenkung; er zog auch Anneliese heran, die eine weiche Altstimme besaß, und übte ihr eine Anzahl schöner Lieder ein. Das junge Kind machte sich unentbehrlich. — Anneliese beachtete den leisesten Wink der Blinden und besorgte unter ihrer Anleitung die Obliegenheiten der kleinen Hauswirtschaft bald mit staunenswerter Umsicht. Die Ferien der höheren Lehranstalten rückten immer näher. Es lastete schwer auf den Gemütern der Eltern, wie wohl Georg den harten Schlag, der ihm noch verschwiegen geblieben, ertragen werde.

Es war ein herrlicher Erntetag am Ende des Monats Juli. Schwerbeladene Wagen schwankten durch die weitgeöffneten Thorbogen, jung und alt arbeitete unverdrossen auf dem Felde, nur wenige hüteten das Haus, auch die Schulkinder freuten sich bereits der Ernteferien. Frau Hentschel saß in der dichten Laube von wildem Wein, die sich an die Friedhofsmauer anlehnte. Neben ihr stand ein Korb mit Schoten, und im Schoße hielt sie eine Schüssel, in welcher sie die mehligen Körnlein sammelte. Resel spielte zu ihren Füßen im weißen Sande und krähte vor Vergnügen, wenn ein grünes Körnlein in ihr Bereich sich verirrte. Der Lehrer machte sich zwischen den Gurkenbeeten zu schaffen und hatte ab und zu ein munteres Wort der Unterhaltung für seine Frau.

Da zeigte sich am Gartenpförtchen der alte, stets willkommene Landbriefträger, stützte sich müde auf den eichenen Pfosten, wischte den perlenden Schweiß von der Stirn und kramte in seiner Ledertasche. Anneliese bemerkte ihn vom Küchenfenster aus zuerst, war blitzschnell an seiner Seite und begehrte seine Schätze.

„Hier, Mamsellchen, für Herrn Hentschel, und das für Sie!“ — „Für mich?“ — „Ja, sicherlich für die Jungfer Anneliese Breuer, aus Weidenau.“ — „Ach so, ja, ja, das ist richtig,“ und schnell verbarg sie den Brief in der Tasche. Herr Hentschel, der herangekommen, bot dem alten Manne eine Erfrischung an und ging, den Brief seiner Frau vorzulesen. Er überflog den Inhalt lächelnd und rief Anneliese, damit auch sie erfahre, was Georg geschrieben. Er las:

„Meine geliebten Eltern!

Immer näher rücken die Tage, die ich wieder unter Euerem Dache verleben soll. Ich bin kein Institutsbackfischchen und doch, glaubt mir, ich habe sie gezählt. Nun sieht es aber fast aus, als hätte ich einen gewaltigen Rechenfehler gemacht, und wenn Ihr, meine Lieben, denselben durchgehen laßt, so sehen wir uns erst zum Christfest wieder. Ich will die Sache ordnungsmäßig zum Vortrag bringen. Ihr wißt, daß mir, als dem Ältesten in unserer Pension, eine gewisse Aufsicht über die Herren Tertianer und Quartaner übertragen worden ist. Wir haben uns rasch befreundet, nur war es mir auffallend, daß sie

beinahe jeden Abend nach dem Silentium verschwanden und mit diesen Ausflügen sehr geheimnisvoll thaten. Um sie ganz sicher zu machen, gab ich mir den Anschein, als bemerke ich ihr Gebaren nicht. Der Zufall half mir zur Entdeckung. Ich ging eines Abends zu einem Studiengenossen in der Scheitnigerstraße. Kaum haben wir begonnen, unsere Ansichten über einen Optativus auszutauschen, als vom Hofe her eine seltsame Musik unser Ohr trifft. Es war ein trommelfellerschütterndes Dröhnen und Tönen, aus dem man mit vieler Mühe allenfalls den Rhythmus des Dessauer Marsches herausfinden konnte. Wir stürzen ans Fenster und sehen in den stockdunklen Hofraum hinab. Die Hunde des ersten und zweiten Stockwerkes beginnen durch gefühlvolles Geheul zu accompagnieren, die Dienstmädchen schelten, die Kinder jubeln, der Portier erhebt drohend seine Stimme, vergeblich — die Bremer Stadtmusikanten kommen nicht aus dem Takt, sondern treten nur langsam den Rückzug an, und schwächen dadurch die Heidenmusik allmählich zum erträglichen Piano ab. Ich glaube, sagt lachend mein Freund, das waren wieder die Rächer der beleidigten Unschuld! Ist das ein Musikverein? frage ich. Ja, erwidert er, ich habe gehört, es bestehe unter den jüngeren Penalen ein sobenanntes Corps der Rache, welches allabendlich da Ständchen bringt, wo man am Tage die Gymnasiasten mit schmaler Kost abgespeist hat. Das stimmt für unser Kosthaus zufällig, denn wir wurden heute mit einer Schöpsenkeule regaliert,

die — nach Professor Jäger — wie der Seele Mißbehagen duftete. Mir ging plötzlich ein Licht auf über die Geheimnisthuerei meiner jungen Schutzbefohlenen, und ich eilte heim, um der Sache auf den Grund zu kommen. Richtig, sie kamen eben, höchst befriedigt über ihre Kunstleistungen, an und liebäugelten wohlgefällig mit ihren Instrumenten. Diese waren von der denkbar vorzüglichsten Sorte. Ein verbogenes Posthorn, an den defekten Stellen mit Siegellack ausgebessert, drei große thönerne Vögel, die mit Wasser gefüllt wurden, eine Kindertrommel mit schlecht gespanntem Leder und ein riesiger Stiefelknecht mit Baßgeigensaiten versehen. Ich mußte herzlich lachen über diese Ausrüstung, konnte aber nicht umhin, auf die nachteiligen Folgen solcher Konzertreisen aufmerksam zu machen und setzte mich ans Klavier, um ihnen ihr Spektakelstück in idealisierter Form vorzuführen. Fritz, der Jüngste, rief: Wenn wir solche Musik machen könnten, dann unterließen wir sicher unsere Kunstreisen. Mit etwas Liebe zur Sache läßt sich viel erreichen, war meine Ermunterung.

Ein Wort gab das andere, und an diesem Abende wurde feierlich ein neuer Verein kreiert, der nach langen Debatten den Titel annahm: „Preisrichter für normale Ernährung“, und sich die Aufgabe stellte, durch kleine, würdige Abendkonzerte diejenigen Pensionsgeber zu belohnen, welche sich durch häufige Wiederkehr jugendlicher Leibgerichte verdient machen würden. Das Einüben kleiner Kompositionen macht mir viel Freude,

und ich werde darin durch den Eifer der Jünglinge für die musikalischen Studien unterstützt. Fritz von Blankenstein, der Sohn des Gräflichen H . . . Generalbevollmächtigten, ist ein bevorzugtes musikalisches Talent, er hat sich sehr an mich attachiert. Jedenfalls hat er den kleinen Vorfall, so wie ich, nach der Heimat berichtet, und in seiner knabenhaften Begeisterung meine bescheidenen Leistungen zu hell gefärbt dargestellt; kurz und gut, ich erhielt heute von seinem Vater den sehr verbindlich gehaltenen Antrag, ob ich mich nicht entschließen könnte, die Ferien in seinem Hause zu verbringen, um seinen Sohn in der Musik zu fördern und mit ihm selbst einige halb vergessene Kompositionen aufzufrischen. Er schreibt ferner, er wage es, mir den Vorschlag zu machen, falls ich geneigt sei, seines Sohnes Präceptor zu werden, für meine Pension hier aufzukommen.

Saget nun selbst, Geliebte, wäre es nicht thöricht, wenn ich dieses Anerbieten, das Euch eine Erleichterung verschafft und durch eine so geringe Mühe erworben ist, zurückweisen wollte? — Ihr wißt, wie gern ich bei Euch sein möchte, aber Ihr habt mich auch gelehrt, meine Wünsche höheren Zwecken aufzuopfern. Deshalb bitte ich um Genehmigung zu dem Schritte. So Gott will, sehe ich Euch am heiligen Weihnachtsfeste wieder. Bringt jetzt keinerlei Opfer für meine Ferienausrüstung, ich bin mit allem Nötigen versehen."

Es folgten noch Fragen nach dem Wohlbefinden der Eltern und ihrer Freunde und Grüße an alle. — Den glanzlosen Augen der Mutter entströmten heiße Thränen, als der Lehrer geendet, und ihre Lippen flüsterten: Gott segne Dich, mein Sohn! — Anneliese zog sich diskret zurück, da sie sah, daß die beiden Wichtiges zu erörtern hatten.

„Du bist mit Georgs Vorhaben einverstanden, Frau?" fragte sanft der Lehrer.

„Ich füge mich Deinen Wünschen und danke Gott, daß er unserem tieffühlenden Kinde noch eine kleine Weile den Anblick meines Unglückes vorenthält!"

„So will ich ihm heute noch zusagenden Bescheid geben und ihn mit der Hoffnung trösten, daß ich ihn nach den Ferien in Breslau besuchen werde."

In der Wohnstube öffnete indessen Anneliese das erhaltene Schreiben, dessen Absender Hans Huber war. Es lautete:

„Liebe Liesel!

Ich danke Dir recht schön für alles, was Du mir von der Resel geschrieben hast. Bleib' ihr nur recht gut und sorge dafür, daß sie den Hans nicht vergißt. Wenn ich einmal herüberkommen werde, bringe ich euch beiden einen großen Pfefferkuchen mit. Der Meister ist recht gut, aber die Meisterin ist streng, und ich muß tüchtig im Hause helfen. Doch die Laterne geht aus, und ich kann nur hier in der

Schlafkammer schreiben, darum behüte euch alle der liebe Gott! Dies wünscht

Johannes Huber."

„Resel, komm' her!" rief Anneliese, „hier küsse das Blättel, das ist vom Bruder Hans." Die Kleine drückte einen herzhaften Schmatz darauf, Anneliese glättete das Papier und versenkte es wieder in die Tasche.

Einige Tage später wurde Anneliese von der jüngsten Schwester, die sehr geheimnisvoll that, nach Hause geholt. Als beide Mädchen das Stübel des Vaterhauses betraten, bot sich ihnen ein seltener Anblick dar. An den drei Seiten des langen, reichbesetzten Tisches saßen die Eltern und Verwandten aus dem Nachbardorfe. Annemarie im besten Staate, einem hellblauwollenen, faltenreichen Rocke nebst Spenser, einer weißen Haube mit reichen Spitzenbarben und breiten, kostbaren Seidenbändern mit eingewebten Rosenknospen, die in Doppelschleifen lang herabhingen, nahm den Ehrenplatz ein; neben ihr saß der Vetter Amand, ein junger Bauer, ebenfalls im auserlesenen Sonntagsstaate.

„Schau', Anneliese," nahm der Vater feierlich das Wort, „was es hier giebt. Der Vetter Amand wird die Annemarie heiraten."

Alle lachten, als die Liesel ganz verdutzt dastand, sich dann zusammennahm und, der Aufforderung der Mutter folgeleistend, dem Brautpaare glückwünschend die Hand bot.

* * *

Während man im Hause des Kirchnatz im engen Familienkreise das Heiratsversprechen der ältesten Tochter feierlich beging, saßen im Garten der Brauerei zu Philippsfeld unter der großen, weitberühmten Linde vier junge Burschen fröhlich beim Glase Bier. Einen davon kennen wir, es ist August Breuer. Seine Glieder haben sich in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit sehr gestreckt, und auf der Oberlippe zeigt sich ein leichter Flaum. Seine Gesellschafter sind zwei Seminaristen der höheren Kurse und sein Vetter Anton, der einzige Sohn des reichen Müllers. Das Schullehrerseminar der Hauptstadt hat wegen baulicher Veränderungen früher Ferien erhalten, und die jungen Leute haben nicht erst auf Reisegeld gewartet, sondern sich frischen Mutes auf die Wanderung nach der nur wenige Meilen entfernten Heimat begeben.

Philippsfeld ist der Ort, wo sich ihre Wege trennen, deshalb wird noch eine solenne Abschiedssitzung gehalten, bei der Anton ein willkommener Gast ist. Dieser unterbricht soeben die Erzählung des Ältesten:

„Also *Kasten* nennt ihr euer Seminar?"

„Zu dienen, und ich bin das Fis aus dem Kasten," antwortet Nr. 2.

„Sonderbarer Name, wie kommst Du dazu?"

August erklärt: „Heinrich ist nämlich ein zukünftiger Schriftsteller, die Aufsätze sind seine Force, und darum stellt er sie in den letzten Minuten vor der Stunde mit einer Geschwindigkeit von 0,5 her.

Weil auf diesen Umstand aber bei der Unterschrift nicht genügend Rücksicht genommen worden ist, hat er ein anderes Verfahren eingeschlagen. Er benützt die Orgelübungsstunden, indem er mit den Füßen die Pedale spielt und dabei schreibt!"

Heinrich warf sich in die Brust und rief mit gut gespielter Wichtigkeit: „Großartig, nicht wahr? Man hält mich nach dem Äußeren nicht für so genial!"

„Doch, um auf das Fis zu kommen," fuhr August fort, „eines Tages sitzt er, in sein Problem vertieft, auf der Orgelbank. Da klingt's wie Schritte, und durch des Saales Mitte kommt was hervor! — Aber Heinrich singt nicht: Er ist's, er ist's, sondern erfaßt mit Gewandtheit die Thüre der Orgel und verschwindet mit allen Verrätern seiner Thätigkeit. Was thun Sie da, Schmidt? klingt die Frage des Oberlehrers, der bei all seiner Tüchtigkeit keine blasse Ahnung von der Musik hat. Und hohl tönt's heraus: Ich hänge das Fis ein. So, so, bemerkt der Chef nachdenklich, nimmt eine Prise aus seiner silbernen Dose, öffnet gewohnheitsmäßig noch ein Fenster und verläßt die Aula."

„Ich aber bekam zum erstenmal genügend unter den Aufsatz, der über die Geistesgegenwart handelte!" vervollständigte Heinrich selbstgefällig.

„Ihr mögt schöne Streiche ausführen," bemerkte belustigt Anton.

„Ja, das können wir alle, mit Ausnahme dieses

unschuldigen Gustel hier," entschied mit gutmütiger Ironie Fritz.

„Der, ja, der hat es so sitzen!" sagte Heinrich, und hielt seine kräftigen Fäuste hinter die Ohren. „Aber es verschlägt ihm nichts, wenn er sich als maître de plaisir aufspielt; hätte bei seiner Vorbereitung mindestens in den Mittelkursus kommen müssen."

„Pst, pst," wehrte August leicht errötend, „nicht aus der Schule schwatzen!"

„Nein, aber aus dem Schlafsaal," entgegnete Fritz, „der ist das Feld seiner Heldenthaten. Wir wissen es recht gut, wer den Langschläfern die Unaussprechlichen vertauscht oder unten zunäht bei des Mondes falbem Scheine, und ich selbst habe ihn mit einem Seile festgehalten, als er in tiefer Nacht das gefährliche Werk unternahm, den Klöpfel der über dem Portale befindlichen großen Glocke, die die besten Morgenträume verscheucht, auszuhängen."

„Eine nette Vorbereitung für die künftigen Jugendbildner!" rief mit scheinbarer Entrüstung Anton.

„Vetter Toni, das verstehst Du nicht," sagte August, ihn gönnerhaft auf die Schulter klopfend. „Wir haben doch alle das Zeug in uns, einmal Seminardirektor oder mindestens Oberlehrer zu werden, darum müssen wir notgedrungen mit allen Streichen vertraut sein, um dereinst durch unseren Scharfsinn zu imponieren. Doch wir sprechen später noch davon. Seht, wie die Sonne dort sinket, laßt uns nun Abschied nehmen!"

„Ich hab's am weitesten," entgegnete Fritz, „mir gilt die Mahnung zuerst. Also frohe Ferien, Kameraden! Ich meine, hier könnten wir uns öfter treffen, wie?"

„Es gilt," stimmte Heinrich bei, „nächsten Sonntag lasse ich Vatern anspannen, oder ich komme geritten!"

„Dertausend! das wird elegant!" neckte August. „Ich komme auf Schusters Rappen, aber etwas spät, denn ich will meinen guten Papa Hentschel Sonntag nachmittags beim Orgelspiel ablösen. Auf Wiedersehen, Freunde!"

„Auf Wiedersehen!"

Anton begleitete August bis an das Ende des Dorfes, wo der mächtige Steinbau der Dampfmühle im Schutze einer bewaldeten Bergwand lag. August widerstand der Lockung einzutreten und verabschiedete sich mit vielen Grüßen an den Onkel und den alten Huber.

Hellglänzend ging der Vollmond auf, als August sich mit den Seinen vereinte; sein unerwartetes Eintreffen erhöhte die Freude des wichtigen Tages, und dehnte das fröhliche Zusammensein bis tief in die Nacht hinein aus.

*
* *

Es war September. Die reifenden Früchte bogen durch ihre Schwere die Äste herab, täglich sammelten sich zum Ergötzen der Dorfjugend die Schwalben auf dem Kirchdache und stellten Übungen an, der Gemeinde-

hirt trieb die Schafe über das Brachfeld, und die Bauern versammelten sich an den längeren Abenden um den Spieltisch im Dorfkretschem. Drei Ereignisse bildeten in dieser Zeit den Gesprächsstoff der Josephsthaler. Die Wallfahrt nach Wartha und deren Vorbereitungen wurden am Familientische besprochen, die bevorstehende Hochzeitsfeier der Annemarie belebte die Abendunterhaltung der jungen Leute, und der projektierte Bahnbau beschäftigte die im Dorfkruge versammelten Bauern so lebhaft, daß selbst die so beliebten Spiele Sechsundsechzig und Elf Männlein häufig ins Stocken kamen.

Am 14. September, dem Vorabende von Mariä Namensfest, zog nach Erteilung des sakramentalischen Segens unter feierlichem Glockengeläute die Prozession den Bergen zu. An ihrer Spitze ging ein kräftiger Vierziger mit dem großen Kreuze, ihm folgten junge Burschen mit wehenden Kirchenfahnen, eine Anzahl festlich geschmückter Mädchen mit brennenden Wachskerzen schlossen sich an, nach ihnen schritten die laut betenden Frauen, große Körbe mit Speisevorräten am Arme tragend. Den Schluß des Zuges bildeten einige mit Leinwandplauen bespannte Wagen für die Kinder, die Alten und Schwachen, welche sehnsüchtiges Verlangen zur Stätte der Andacht zog. Die Josephsthaler Prozession erfreute sich eines gewissen Rufes ihres schönen Gesanges wegen, denn der alte Hentschel hatte es sich während seiner achtundvierzigjährigen Dienstzeit am Orte nicht verdrießen lassen, durch

Wort, Lehre und Übung diese Kunst im Volke zu pflegen.

So schritt man betend und singend durch die Dörfer, immer nahe der Grenze, und der herrliche Tag des Spätsommers, welcher die liebliche Landschaft des Neißthales verklärte, verfehlte seine Wirkung auf die von Arbeit und täglicher Sorge niedergedrückten Gemüter nicht. Gegen Abend erhoben sich vor den Blicken der frommen Wanderer, wie ein gewaltiges Thor, die mächtigen Bergkuppen des Glatzer Gebirges. Am Fuße des reichbewaldeten Wartheberges schäumte in anmutigem Bogen die wilde Neiße, und der herrliche stilvolle Bau der Gnadenkirche hob sich in seiner blendenden Weiße wunderbar schön von der buntgefärbten Pracht des Bergwaldes ab. Der Zug ordnete sich am Steinkreuze auf der Höhe des Weges. Mit dem ergreifenden Liede „tota pulchra es maria et macula originalis“ zog die Prozession in das freundliche Städtchen ein. Am Postgebäude, ganz in der Nähe der Kirche, trat in die Reihe der Betenden ein junges, dunkelgekleidetes Mädchen, mit lang herabhängenden blonden Zöpfen unter dem großen Strohhute. Sie führte eine alte Dame, welche in Andacht versunken, das Haupt geneigt hatte. Seitwärts von den Verkaufsbuden stand ein junger Mann, der mit gespannter Aufmerksamkeit die Vorüberschreitenden musterte. Aber es entstand am Hauptportale ein Gedränge, und die alte Dame mit ihrer Führerin entging seinen Forschungen. Der Jüngling war Georg Hentschel,

der von Breslau unerwartet eingetroffen, um die Seinigen zu überraschen.

„Vater ist hier," sagte er zu sich selbst, „aber mein Mütterchen habe ich noch nicht gesehen, sollte sie nicht hier sein? Das wäre auch das erste Mal." Beharrlich faßte er Posto am Portale, um nach der Andacht die Herauskommenden zu befragen. Die feierlichen Orgeltöne waren verklungen, die Andächtigen entströmten dem Gotteshause. Alle gingen an Georg ohne Anrede vorüber. War er denn so verändert? — Sein Äußeres jedenfalls. Sein blauschwarzes Haar war kurz geschnitten, das charakteristische, edle Gesicht leicht gerötet, dazu gab die modische Kleidung seiner schlanken Gestalt ein vornehmes Aussehen.

Die Kerzen am Altare erloschen, die untergehende Sonne warf ihren Purpurschein auf die reichvergoldeten Holzstatuen und die Ornamente der Decke, er fiel auch verklärend auf den weißen Scheitel eines ehrwürdigen Greises, der regungslos vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter kniete.

Georg, welcher langsam im Seitenschiffe heraufgeschritten war, erkannte den geliebten Vater. Er wagte nicht, seine Andacht zu stören und blieb unbeweglich hinter ihm stehen. Auch er schien zu beten, seine Lippen bebten, er schien in heißem Kampfe mit sich selbst. Der Vater erhob sich, wandte sich um, ein Freudenschimmer zog über seine gramvollen Züge, und er begrüßte ihn herzlich: „Mein lieber Sohn, mein Georg!"

Auf dem Kirchplatze forschte Georg heftig nach der Mutter und bat den Vater, ihn bald zu ihr zu führen.

„Das geht so leicht nicht, Du wirst Dich noch etwas gedulden müssen!“ stieß Hentschel in großer Verlegenheit hervor.

„Ach, Vater, ich freute mich so herzlich auf das Wiedersehen!“

„Wiedersehen,“ wiederholte der Vater mit eigentümlicher Betonung, „das kann sie erst in der Heimat.“

„Das thut mir leid, lieber Vater, ich wollte so viel mit euch besprechen, und ich hoffte auf Mutters Vermittelung bei Dir, es liegt mir Schweres auf dem Herzen.“

Der Lehrer blickte ihn kummervoll an und faßte liebevoll seine Hand.

„Georg, bedarf es zwischen uns der Vermittelung? Komm', mein Sohn, wir wollen hier am Waldessaume ein wenig ausruhen; sage mir vertrauensvoll, mir, Deinem besten Freunde, was Dich bedrückt.“

Es lag schon frischer Tau auf dem saftigen Grase, und dunkle Schatten zogen über das friedliche Städtchen, als Vater und Sohn gedankenvoll der Herberge zuschritten. Fast gebeugt war die hohe Gestalt des Lehrers, hatte er doch soeben eine schöne Hoffnung begraben. Sein einziger Sohn hatte ihm erklärt, daß heiße Kämpfe sein Inneres durchtoben, daß er sich nicht würdig achte, Priester des höchsten Gottes zu

werden, sondern daß er sein Leben der Kunst weihen wolle. Die Musik allein fessele ihn, sie dränge sich in seine Andachtsübungen, seine Studien, in sein Denken und Handeln; jedes Empfinden trete im Tonbilde vor seine Seele, er könne nicht anders, er müsse diesem Drange folgen. So hatte er den Vater angefleht, ihn nicht des Leichtsinns zu zeihen, ihn nicht zu verurteilen, ihm den Schmerz der Enttäuschung zu vergeben und ihm Freiheit im Handeln zu gewähren.

Das großmütige Vaterherz hatte nach kurzem Ringen mit sich für den Bedrängten die liebevollen Worte gefunden: „Prüfe Dich nochmals ernstlich vor Deinem Gott, mein Sohn, und sei versichert, daß für Dein Lebensglück Deine Eltern imstande sind, den Lieblingswunsch ihres Daseins zu opfern.“

In dem Logis, welches Georg für die Seinen mit Beschlag belegt hatte, nahm der Vater einen Imbiß und überließ den Sohn sich selbst, vorgeblich um wegen der morgigen Festlichkeit noch einige Worte mit dem Herrn Pfarrer zu besprechen.

Hentschel ging ernstlich mit sich zu rate. Was sollte er thun? Durfte er dem Sohne die Anwesenheit der Mutter verraten? Konnte er der Mutter die Erschütterung nicht ersparen, die bei Enthüllung des Gemütszustandes Georgs unausbleiblich war? Er dachte einen Augenblick daran, den Rat seines geistlichen Freundes zu erbitten. Vielleicht war der Kampf des jugendlichen Herzens nur eine vorübergehende Versuchung. Nein, er wollte es lieber allein tragen. So

in heftigem Widerstreit seiner Gedanken und Gefühle suchte er das gemeinsame Quartier seiner Frau und Anneliesens auf. Er bat letztere, ein halbes Stündchen zu ihren Angehörigen zu gehen, weil er mit Mutter Wichtiges zu verhandeln habe.

Anneliese nahm Hut und Jacke und begab sich auf den Weg. Es dunkelte stark im Thale, nur auf den Höhen lag ein Silberstreif. Es war so heimlich, so prachtvoll hier, sie konnte beim besten Willen jetzt nicht im dumpfen Zimmer bleiben. Sie ging noch einmal hinaus auf den höchsten Punkt der Chaussee, an das Sandsteinkreuz, um sich den Anblick des lieblichen Wartha bei der abendlichen Beleuchtung tief einzuprägen. Auf den Steinstufen des Kreuzes stehend, blickte sie zurück. Wie tausend Glühwürmchen tauchten die Lichter der Häuser auf, ein glänzender Silberstreif schwebte über dem leise murmelnden Bergwasser, nach der Ebene hin verlor sich die tief violette Färbung des Horizontes in einen goldigen Streifen. Sie war allein, weit und breit regte sich niemand; daher begann sie leise zu singen, aber ihre Stimme schwoll bald zur ganzen Kraftfülle, und das Lied: „O Mutter des Barmherzigen, Maria, sei gegrüßt" durchzitterte die stille Abendluft. Ein einsamer Wanderer, der den Weg vom Städtchen heraufschritt, folgte dem Tone. Es war Georg Hentschel, den der herrliche Abend auch nicht im Zimmer dulden wollte. Er blieb lauschend stehen, seinem feinen Ohre kam die Erinnerung, diese Stimme schon gehört zu haben. Dann schritt

er langsam weiter und stand plötzlich neben dem jungen Mädchen, welches jäh abbrach.

„Anneliese, täusche ich mich nicht, bist Du's wirklich? — Wie groß Du geworden bist!“

Auch sie erkannte den Nachbarssohn.

„Georg, Du hier? Wo kommst Du auf einmal her?“

„Vom Vater komme ich, Liesel, den ich hier getroffen habe.“

„Mein Gott, wie hast Du Deiner Mutter Anblick ertragen?“ forschte sie angstvoll.

„Ist Mutter hier? Was ist mit ihr? Antworte um Gottes willen, Anneliese!“ Eine beklemmende Angst bemächtigte sich seiner, und krampfhaft faßte er des Mädchens Handgelenk.

Anneliese war jäh erschrocken, daß sie unvorsichtigerweise den Schleier des Geheimnisses gelüftet, aber sie faßte sich schnell und sagte mild tröstend: „Ängstige Dich nicht, Georg, es ist nicht schlimm, es wird ja alles wieder gut werden!“

„Sag' die Wahrheit, Mädchen, ich muß alles wissen,“ sprach er in fast gebieterischem Tone, den tiefe Angst durchzitterte.

Anneliese schwieg. „So sprich doch, Liesel, oder ich gehe sofort die Mutter aufsuchen!“ und er wandte sich entschlossen zum Gehen.

„Bleib', bleib', Georg, bitte! — Ich will es Dir sagen,“ und sie hielt ihn zurück. Er stand erwartend vor ihr.

„Erschrick nicht, lieber Georg, Dein armes Mutterle ist — blind.“

„Blind, großer Gott!“ Das waren die einzigen Worte, die sein gequältes Herz finden konnte, und er umfaßte das Kreuz und preßte die pochenden Schläfe an den kalten Stein.

Anneliese stand eine Weile leise betend neben ihm. Dann begann sie in ihrer herzlichen, kindlichen Weise zu trösten, erzählte ihm, wie ergebungsvoll seine Mutter wäre, wie sie ihr Leid so lange wie möglich dem Einzigen verbergen wolle, wie Resel ihr manches Lächeln ablocke, wie der Vater oft durch sein schönes Spiel ihr Leiden vergessen mache, und endlich kam es zögernd über ihre Lippen: „Und ich, Georg — ich bleibe immer bei ihr.“

Da blickte er thränenden Auges auf und bot der Sprecherin wortlos die Hand.

„Doch nun komm' mit mir, Georg!“ bat Anneliese. „Morgen, nicht wahr, morgen sollst Du Deine Mutter sehen; ich will es ihr sagen, daß Du hier bist, ich werde sie vorbereiten.“

Willenlos folgte der junge Mann dem Kinde, und es kam ihm bei all dem tiefen Leid doch der Gedanke, wo die Anneliese, die Tochter des reichen Bauern, in deren Elternhause das Leben in ruhigem Gleichmaß leidenschaftslos dahinfloß, diese Zartheit der Empfindung, diesen echt weiblichen Takt her habe.

Unsere Freunde entbehrten in dieser Nacht des wohlthuenden Schlafes. Vater und Sohn, welche

nunmehr kein Geheimnis voreinander hatten, sprachen beständig miteinander, gaben bald ihrer Hoffnung, bald ihrem Zweifel Ausdruck, aber Georg vermied es, noch einmal seine eigene Angelegenheit zu erörtern.

Anneliese hatte einige Andeutungen der guten Frau Hentschel gemacht, und das hellsehende Mutterherz sprach frohlockend selbst das aus, was die junge Begleiterin mitzuteilen fürchtete. Beide suchten bewegt ihr Lager auf, Anneliese lauschte besorgt auf die unruhigen Atemzüge der alten Dame, diese aber rang gegen ihre Empfindungen durch ergebungsvolles Flehen.

Mit der anbrechenden Dämmerung wurde es in Wartha lebendig. Glocken läuteten den Festtagsmorgen ein, fromme Pilger eilten ins Gotteshaus, und kleine Truppen schlugen bereits den Weg über die Johannesbrücke ein, um den Warthaberg zu besteigen.

Das krumme Mütterchen, in dem Hüttlein am Fuße des Berges, war wach und bot ihre Bergstöcke und die einfachen Erfrischungen den vorüberziehenden Pilgern an.

Auch die Blinde erhob sich ungewöhnlich früh vom Lager, eine gewisse Hast lag in allen ihren Bewegungen. Endlich, nach längerem Hin- und Hergehen, nahm sie still am sonnigen Fenster Platz, um auf die lieben, wohlbekannten Schritte zu lauschen.

Sie ließen nicht lange warten. In frühester Morgenstunde lag der Sohn in den Armen der treuen, unglücklichen Mutter. Eines wollte dem anderen die tiefe Wehmut dieser Begegnung verbergen, eines sprach

dem anderen liebevoll Trost zu. Georg beherrschte mit aller Willenskraft seine Stimme, aber seinen Mienen konnte er nicht gebieten, er erschien um Jahre gereift in dieser einen Nacht, ein schmerzlicher Zug lag um seinen reinen Mund.

Die Familie Hentschel, zu welcher Anneliese als vollberechtigtes Glied gezählt wurde, verbrachte den Tag in Ruhe und Sammlung. Mit der Abendpost verließ Georg das Städtchen und die Seinen, welche erst am nächsten Tage heimkehrten.

Frau Hentschel fühlte sich wunderbar gestärkt und gekräftigt, die Unterredung mit ihrem Kinde war wie ein lindender Balsam für ihr Herz gewesen und erfreute sie wie ein Lichtstrahl. Der Lehrer war ebenfalls beruhigter von seinem Sohne geschieden, weil dieser ihm leise zugeflüstert:

„Vergiß die Bedenken, Vater, die ich in Dir wachgerufen. Gott wird mir helfen!" —

Es war Herbst, die Zeit des Segens und des Reichtums; die Zeit, in welcher jeder Glückliche die Wünsche realisiert, bei denen er sich mit den Worten vertröstet: „Nach der Ernte soll's geschehen!"

Nach der Ernte! So hatte auch die Antwort des Kirchnatz gelautet, als der Schwiegersohn Amand gefragt, wann er Annemarie heimführen dürfe. Die Ernte, im weitesten Sinne des Wortes, war vorüber und zur vollsten Zufriedenheit ausgefallen. So sparsam auch die Bauern mit dem Superlativ umgehen, sie mußten das verflossene Jahr doch für das beste einer langen Reihe

betrachten. Darum sollte Annemariens Ehrentag auch ein Fest für das ganze Dorf werden.

Am 20. Oktober stand ein großer Arbeitswagen, reich geschmückt mit grünen Reisern und bunten Bändern, im Hofe des Kirchnatz. Hoch türmte sich die Ladung auf: blendend weiße Wirtschaftsgeräte mit blanken Messingreifen, eine mächtige Truhe, reich geschnitzt und mit Silber beschlagen, angefüllt mit schneeigen Leinenschätzen, schwere Federbetten in Damastbezügen, auf dem hinteren Teile des Wagens ein einfaches Ripssofa.

Emanuel spannte vier mutige Pferde vor die Brautfuhre, er und ein Bursche aus der Nachbarschaft schwangen sich auf die Sattelpferde, der Vorreiter, mit wehenden Hutbändern, auf glänzendem Apfelschimmel reitend, erschien am Eingange des Thores. Muhme Eilchen, eine junge Frau aus der Verwandtschaft, setzte sich in den Wagen auf das Sofa und ließ neben sich große Körbe Kuchen aufstapeln, während sie einen straffen Lederbeutel mit Kupfer- und Nickelmünzen bereit hielt. Annemarie stand glücklich lächelnd an der Hausthür, und die Eltern musterten mit Stolz das reiche Heiratsgut. Der Vater gab ein Zeichen, blitzschnell flogen die Thorflügel zur Seite, und der reichbeladene Wagen rollte schwerfällig auf die Dorfstraße.

Hier herrschte ungewöhnliche Bewegung. Neugierige zeigten sich vor jedem Gehöfte, die Kinder rannten, Hurrah rufend, hinterdrein. Muhme Eilchen warf gewandt Kuchen und Geldstücke zwischen sie.

Bei jedem neuen Wurfe ballten sich die Köpfe zu Knäueln zusammen, die Beutebeladenen blieben etwas zurück, die Leerausgegangenen stürzten mit erneutem Eifer dem Wagen nach, so wiederholte sich das lustige Spiel bis an die Grenzmark Josephsthals.

Drei Tage später war Hochzeit. Annemarie hatte nie modische Kleidung getragen, sie blieb auch an ihrem Feste der ländlichen Sitte treu. Im hell-lila Kleide von schwerem Seidenmoiré, vierfacher goldener Halskette, in Schleier und Myrtenkrönchen, saß sie, züchtig niederschauend, hinter der langen Tafel in der festlich geschmückten Gesindestube. Wagen um Wagen fuhren in den Hof, und die zahlreichen Verwandten der Nachbardörfer nahten sich händeschüttelnd den Eltern und der Braut, vor der sie ihre Geschenke aufhäuften. Nun ordnete sich bei feierlichem Geläute der Zug zum Kirchengange. Der Brautführer erfaßte Annemariens Hand und eröffnete mit ihr die Prozession, die Brautfrau, Muhme Eilchen, folgte mit dem Bräutigam. Jeder Bauer schritt neben seiner Frau her, in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem kostbaren Staate. Die Jugend, geführt von Anton aus Philippsfeld, machte den Schluß.

Es ist unglaublich, welche Mengen von Speisen man, dem allgemeinen Gebrauche folgend, für das Hochzeitsmahl in Bereitschaft gehalten hatte. Traditionell wurde es eröffnet durch Reissuppe mit Rosinen, und im Verlaufe durfte die Meerrettigsauce, „sogenannte Krentunke“ nicht fehlen.

Die Unterhaltung war bei weitem nicht so lebhaft, als bei einem Mahle aus gleichem Anlasse in der Stadt. Schweigsam saßen die geputzten Frauen, während die Männer nur ab und zu in Feuer gerieten, wenn das Thema des Bahnbaues oder wirtschaftlicher Neuerungen erörtert wurde.

Eine Rangordnung, wie sie der gewissenhafteste Ceremonienmeister bei Hofe nicht peinlicher aufstellen kann, war auch bei diesem Feste ersichtlich. Die Gesellschaft wurde etwas munterer, als der Hochzeitsbitter seine Späße begann. Dieselben, obwohl durchaus nicht neu, wurden pflichtschuldigst belacht. Unter allerlei Grimassen und Verbeugungen präsentierte er zuerst auf großem Zinnteller einen sehr zerrissenen Schuh und versicherte, die Braut habe denselben beim Aussteigen aus dem Wagen verloren, darum bat er um milde Beiträge zur Bestreitung der Ausbesserungskosten. Bei dieser willkommenen Gelegenheit wurden die Hochzeitsgeschenke an barem Gelde mit dem nötigen Selbstbewußtsein übergeben. Später sammelte er, einen mitleiderregenden Strohwisch und andere Embleme vorzeigend, für die Aufwäscherin, die Köchin u. s. w. Am Tische, wo die Jugend Platz genommen, ging es heiter zu, von hier aus wurde das Alter mit allerlei Süßigkeiten bombardiert, und als diese verbraucht, half man sich mit Erbsen. Die Riesenschüsseln mit gedämpftem Obste machten eben die Runde, als vor dem Hause eine Kapelle böhmischer Musikanten einen lustigen Länder anstimmte. Eiligst wurde die Tafel

aufgehoben, und nachdem die Mädchen im Auszugshause ihre Staatskleider mit leichteren von Sommerstoff vertauscht hatten, ordneten sich die Paare und zogen unter Vorantritt der Musik zum fröhlichen Tanze in den Dorfkrug. Nur wenige alte Bauern blieben im Hause und griffen zu den Karten.

Um Mitternacht verstummten für ein Weilchen die heiteren Weisen, die Gesellschaft verließ den schwülen Saal und zog dem Bauernhofe zu.

Die Tische waren hier besetzt mit frischem, leckerem Roggenbrote, goldiger Butter und großen Schüsseln feinem Zucker. Die Braut wurde von den jungen Mädchen umringt, und die Brautfrau näherte sich ihr mit einer feinen Haube, löste den Myrtenkranz aus den reichen Flechten und begann in einfachen Worten von Frauenwürde und Frauenpflicht zu sprechen.

War es der Anblick der jungen Braut, deren kindliche Züge tiefe Wehmut verrieten, war es der Anblick der gerührten Mutter, kurz und gut, die ganze Versammlung brach in Thränen aus, und Annemarie barg ihr Gesicht auf Anneliesens Schulter. Da stürmten die jungen Burschen herein, in ihrer Mitte der Bräutigam. Ein lustiger Kampf begann, Schritt um Schritt wichen die Mädchen zurück und schlossen einen engen Kreis um die Braut.

Aber, o weh! In der allgemeinen Kampfesbegeisterung hatte man übersehen, daß sich die Mädchenschar um eine kräftige Gestalt vermehrt hatte, bei der sich nun die Kette öffnete. Der Bräutigam drang

rasch hindurch, und ehe man sich versah, hatte er Annemarie unter lautem Hurrah zu ihrem Ehrensitze geleitet. Die Mädchen blickten sich nach der Verräterin um, diese riß die Haube vom Kopfe und stellte sich, auf das krause Haar weisend, schalkhaft als Schwester Augustine vor. Die Alten lachten herzlich, die Überlisteten wollten schmollen, das ließ man nicht aufkommen, die Musikanten spielten einen Tusch, und das Programm, welches nach diesem Akte das Essen der Zuckerschnitten vorschrieb, wurde ordnungsmäßig gelöst. — Der anbrechende Morgen sah jung und alt am Kaffeetisch vereinigt. Darauf erfolgte der allgemeine Aufbruch zum Hause der jungen Eheleute, wo die Nachhochzeit gefeiert wurde. Die stattliche Wagenreihe verließ den Hof, aber auf der Dorfstraße staute sie sich. Hier standen Kinder und Erwachsene, spannten Kränze oder bunte Bänder über den Weg und boten den Insassen der Kutschen einen Labetrunk an. Die leichte Schranke löste sich erst, wenn man ihrer Gastlichkeit genuggethan und dieselbe mit klingender Münze anerkannt hatte.

*
* *

Augusts Herbstferien nahten ihrem Ende. Die lustige Hochzeitsstimmung wirkte nach, und als er bei der Heimfahrt mit seinen Studiengenossen und Vetter Anton in Philippsfeld eine Zusammenkunft hatte, war er so unternehmungslustig, daß er eine gemütliche Trinkgesellschaft zu halten vorschlug, bei der er den Wirt machen wollte. Man disputierte hin und her

über das Wo, denn die Heimlichkeit sollte der Sache besonderen Reiz verleihen. Anton stellte einen Raum in der Mühle zur Verfügung, falls man den nächsten Dienstag abwarten könne, an dem sein gestrenger Vater zum Wochenmarkte nach der Kreisstadt reisen mußte. Man wählte, nach einem Rundgange durch die Mühle, das Stübchen des alten Huber, dicht neben dem Maschinenraume. Zur bestimmten Stunde fanden sich die Genossen pünktlich ein. Jeder hatte, weitherzig genug, irgend einen Vorwand im Elternhause erfunden. Anton aber wußte Huber zu bewegen, in Abwesenheit des Vaters einen Inspektionsbesuch bei seinem Nachfolger in der Josephsthaler Schmiede zu machen.

Schon eine Stunde saß das Kleeblatt in dem kleinen Stübchen. Eine dichte Rauchwolke verdüsterte das Licht der Lampe mitten auf dem Tische. Eine Anzahl leerer Bierflaschen standen bereits in der Ecke. Die langen Pfeifen im Munde, die Karten in der Hand, achteten die Jünglinge kaum darauf, daß ein heftiger Herbststurm an den Dachpfannen zu rütteln begann und sich in starken Stößen an den Quadermauern des Mühlengebäudes brach. Mit gedämpfter Stimme sangen sie das Gaudeamus, erzählten sich Witze, bei denen die Lehrer nicht gerade die ehrfurchterweckenden Gestalten waren, ermunterten sich gegenseitig zum Trinken und trieben allerlei Neckereien. Auf einmal trat eine Pause ein. August, welcher der Thüre am nächsten saß, und der, zu seiner Ehre sei es gesagt, noch am hellsten im Kopfe war, horchte auf.

„Pst! Still! Hört ihr nichts?"

„O weh!" rief Heinrich mit verstellter Angst und zog seine Uhr. „Es ist Mitternacht, und wir sind in der Teufelsmühle."

Fritz ergriff einen Hammerstiel und begann taktmäßig auf den Tisch zu schlagen, wobei er sang:

„Klipp, klapp! klipp, klapp!
Ihr müßt nun in den Trichter hinab!"

„So seid doch vernünftig, Jungens, ich höre wirklich Schritte," sagte August, sich der Thüre nähernd.

Anton erwiderte gelassen: „Setz' Dich, Gustel, und lasse sie kommen. Wenn es der alte Mühlengeist ist, dann wollen wir ihm ein Gläschen kredenzen, der hat stets Durst, es stäubt ja auch zu sehr in der Mühle."

„Spottet nicht. Ich muß wissen, was das ist. Gebt mir die Lampe!"

„Nein, Freundchen, die bleibt hier. Im Dunklen wollen wir nicht die Bekanntschaft des Herrn Teufelsmüllers machen und seiner tanzenden Mehlsäcke noch viel weniger," rief Heinrich.

Fritz und Anton schlossen sich seinem Protest an, ja ersterer fügte noch spottend hinzu:

„Bleib' nur hier, tapferer Gustel, Du kämst doch nicht weit bei der Suche nach dem Gespenste."

August aber ergriff schweigend eine Schachtel Streichhölzer und trat entschlossen ins Kesselhaus.

Tiefste Ruhe lagerte hier, selbst das Toben des

Orkanes draußen klang gedämpft zwischen den starken Wänden. Leise auftretend, um den Hall seiner Schritte zu vermindern, schritt er in den Mühlenraum. Es mußte irgendwo ein Fensterladen von der Gewalt des Sturmes losgerissen worden sein, denn ein eisiger Hauch strömte dem jungen Manne entgegen, und in dem ungewissen Lichte des Streichholzes schienen die Treibriemen, die längs des Gebälkes hinliefen, leise zu zittern.

Doch, was war das? Erhob sich nicht aus der dunklen Ecke beim Fahrstuhl eine kauernde Gestalt? Das Hölzchen war abgebrannt, den Atem anhaltend, verharrte August unbeweglich in der tiefen Thürnische. Täuschten ihn seine Sinne, oder vernahm er wirklich die Worte:

„So, alter Fuchs, es ist gelungen!"

Der Lauscher wollte rufen, er wollte vorspringen, aber die Gestalt erreichte soeben ein niedriges Fenster und schwang sich gewandt hinaus.

Augusts Mut kam wieder: „Hollah, Spitzbube!" tönte es ihr nach! Mit einem Satze war er am Fenster, doch er entdeckte nichts in der undurchdringlichen Finsternis, und der sausende Wind zersplitterte an der steilen Bergwand seine Stimme.

Rasch eilte er zurück, die Kameraden aus ihrem Behagen aufzurütteln. Sie verlachten ihn, nur Anton wurde bedenklicher und entschloß sich zu einer Inspektionstour durch die Mühle, die aber resultatlos blieb. Dieser Zwischenfall hatte indessen die Heiterkeit beeinträchtigt, früher, als man beabsichtigt hatte, schlich

man mit der Blendlaterne, vorsichtig tastend, über den Mühlensteg zur Wohnung des ersten Kutschers, welcher, als Vertrauter der Streiche seines jungen Herrn, ein Nachtlager hergerichtet hatte.

Alle vier wiegten sich kaum im ersten Schlafe, da war der Maschinenwärter Huber schon auf dem Wege nach Philippsfeld. Er hatte einen dichten Sack über den Kopf geschlagen, um sich vor dem kalten feuchten Nebel zu schützen. Es dämmerte schwach. Rüstig schritt Huber vorwärts. Dabei konnte er der Empfindung nicht Herr werden, als gehe jemand neben ihm her, verborgen durch die den Hohlweg verengenden Brombeersträucher. Verschiedene Male hielt er Umschau, konnte aber nichts entdecken. Sich selbst feige scheltend, beschleunigte er seine Schritte.

Er hatte sich nicht getäuscht, denn als er, den Hohlweg verlassend, die Chaussee erreichte, stand ein wildaussehender Mensch auf der Böschung und murmelte, die geballte Faust drohend erhebend:

„Bade aus, was ich Dir eingebrockt habe, damit Du erfährst, wie es thut, wenn einem der alte Geldsack so mir nichts dir nichts den Stuhl vor die Thüre setzt.“

*

* *

Übernächtig und mit schwerem Kopfe verabschiedeten sich am folgenden Tage die drei Seminaristen von ihren Angehörigen, um die Studien wieder aufzunehmen.

In der Dampfmühle herrschte lautes, bewegtes

Treiben. Schwerbeladene Wagen fuhren dröhnend über die starke Holzbrücke. Der junge Herr Anton hatte das Kommando unter den Ladern. Mit verdrossener Miene stand er an dem Aufzug und begleitete seine barschen Befehle mit allerlei rauhen Redensarten.

„Ich möchte wissen,“ rief er zornig, „wozu der Fahrstuhl da ist! Es geht heute so langsam, als ob die Säcke die Treppen heraufgeschleppt würden, ich will zum Rechten sehen, woran das liegt.“

Entschlossen sprang er auf die Schale und wollte das Zeichen zum Aufziehen geben.

„Junger Herr, bleiben Sie unten, die Last ist zu groß,“ warnte der Oberkutscher.

„A bah, wird mich schon halten, ich habe ja nicht Ihr Gewicht, was meinen Sie, Huber?“

Die Antwort erreichte sein Ohr nicht mehr, denn schon hob sich die Schale in beschleunigtem Tempo zum oberen Boden. Ein neues Zeichen, und sie senkte sich. Aber in rasender Eile sauste sie herab, Anton tastete, das Gleichgewicht verlierend, nach der vorgeschobenen Schranke, jetzt ein markerschütternder Schrei, der das Geächze der Maschine, das Hämmern und Klappern des Mühlenwerkes übertönte, und zertrümmert fiel die Schale in den Fangraum herab.

Ein jäher Schreck lähmte die Umstehenden, dann ein wirres Durcheinander von Stimmen, ein Rufen nach Hilfe. Aschfahl stand Huber an der Unglücksstätte, mechanisch ergriff er eine kurze Leiter und stieg hinab

in den kellerartigen Raum. „Licht! Doktor! Wasser!“ tönte es herauf.

Drei Mühlenknechte legten mit Hand an, und mit unsäglicher Mühe gelang es, den Verunglückten herauf zu schaffen. Das Blut drang ihm aus dem Munde und einer klaffenden Wunde an der rechten Schulter. Noch schlug er die Augen auf, aber mit brechendem, ersterbendem Blicke. Vorsichtig bettete man ihn auf seinem Lager, und die zu Tode erschrockene Wirtschafterin schickte Boten nach allen Richtungen, zum Arzte, zum Vater in die Kreisstadt, zum Pfarrer nach Josephsthal.

Der Doktor war zuerst zur Stelle, er konstatierte innere Verletzungen, riet dringend, dem Kranken die Tröstungen der heiligen Religion nicht vorzuenthalten.

Nach einer Stunde sprengte der Müller in den Hof, eine Riesengestalt sonst, heute eine vom Sturme gebrochene Eiche. Es war eine erschütternde Scene. Der Schmerz des Vaters äußerte sich fast in Tobsucht, und im Nebenzimmer lag der Sohn stöhnend auf dem Sterbebette.

Anton wurde ruhiger nach dem Empfange der heiligen Wegzehrung, die ihm der gute Pfarrer von Josephsthal gereicht. An ihn wandte sich der Arzt: „Hier muß Hilfe geschafft werden. Hochwürden, wissen Sie keine weibliche Pflegerin?“

„Ich werde meine Schwester sogleich herüberschicken, Herr Doktor, darum will ich eilen. Ich komme morgen wieder.“

„Morgen!" wiederholte achselzuckend der Doktor und wandte sich seinem Patienten zu.

In Josephsthal hatte sich wie ein Lauffeuer die Hiobspost aus dem Nachbardorfe verbreitet. Frau Hentschel, Fräulein Katharina und Anneliese besprachen das Unglück mit schmerzlicher Erregung in der Breuerschen Gesindestube. So fand sie der Herr, und seine Bitte an die Schwester, Samariterdienste zu üben, wurde wie selbstverständlich aufgenommen.

Der Wagen wendete; Fräulein Katharina begab sich eilig auf den Pfarrhof, um sich mit dem Notwendigsten zu versehen. Anneliese sprach leise einige Worte mit Frau Hentschel und ging hinaus. Gedeckt durch die Dunkelheit, schlüpfte sie in den Wagen. Fräulein Katharina, geschäftig noch verschiedene Anordnungen treffend, stieg nun ein und nahm Platz.

„Aber, mein Gott, was ist denn das? Ist hier jemand?" fragte sie laut, während der Wagen bereits das holperige Pflaster des Kirchplatzes passierte.

„Bitte, bitte, liebes Fräulein, nehmen Sie mich mit!" flehte Anneliese.

„Bestes Liesel, das geht nicht, wirklich nicht! Steig' aus, Kind, ich werde dem Kutscher klopfen."

Rasch fiel sie ihr in den Arm.

„Lassen Sie mich doch mitkommen; ich werde ja ganz ruhig und vernünftig sein!" brachte sie unter heftigem Schluchzen hervor.

„Ja, das sieht gerade so aus, Heulliesel, wenn Du schon so anfängst!"

Gewaltsam wurde die Bewegung unterdrückt, und mit gefaßter Stimme sagte sie: „Frau Hentschel weiß es, und hat es erlaubt!"

„Und Du hast nicht einmal ein Tuch bei Dir. Da, komm' näher, so, Du wildes Mädel!" Und Fräulein Katharina küßte sie herzhaft. Dann schwiegen beide still und spähten in die Dunkelheit hinaus.

Jetzt leuchteten die Lichter des stattlichen Wohngebäudes auf, jetzt rollte das Gefährt über die Brücke und hielt an den breiten Steinstufen.

Fräulein Katharina empfing sofort die Anweisungen des Arztes, dem sie Anneliese als ihre Gehilfin vorstellte.

Bang und traurig verging die Schreckensnacht. Im Nebengemache ruhten die wuchtigen Schritte des Müllers nicht, neben dem Lager saß die Pflegerin und ließ sich von Annelisens geschickter Hand die Kompressen reichen. Der Leidende stöhnte und röchelte. Gegen die dritte Morgenstunde bemerkte Fräulein Katharina eine entschiedene Veränderung in seinen Zügen, sie ging den Vater rufen. In dieser Zeit neigte sich Anneliese über den Sterbenden und mit der ganzen Innigkeit ihres reinen, frommen Herzens rief sie ihm zu: „Vertraue auf den guten, barmherzigen Gott, lieber Vetter Toni!"

Groß und geisterhaft blickte er sie an, und kaum vernehmbar hauchten seine Lippen die letzten Worte: „Bete für mich, Anneliese!"

Sich gewaltsam beherrschend, nahte der Müller

dem Sohne, Anneliese aber kniete schon vor dem Kreuzbilde am Fußende des Lagers und betete mit heißer Inbrunst den Rosenkranz. Ave an Ave schloß sich, bis der Tag graute.

Als die Sonne blutig rot den ersten Novembertag begrüßte, fiel ihr Schein verklärend auf das friedliche Antlitz eines Toten.

*
* *

Wieder waren Wochen verflossen, das heilige Weihnachtsfest nahte sich. Die Vorbereitungen dazu sind auf dem Lande gering, denn ohne jeden Luxus feiert man es im engsten Familienkreise. Anneliese machte eine Ausnahme, sie hatte tausenderlei kleine Heimlichkeiten und saß oft noch tief in der Nacht nähend oder strickend in Georgs Studierstübchen. Noch immer weilte sie im Lehrerhause. Die Mutter hatte nach Annemariens Hochzeit das Töchterchen reklamieren wollen, aber der Vater hatte erklärt, die Anneliese passe nicht auf einen Bauernhof, man solle sie gewähren lassen, sie würde ihren Weg schon finden.

Heute wurden die beiden Studierenden aus der Hauptstadt erwartet, auch Hans Huber hatte seinen Besuch für die letzten Tage des Jahres in Aussicht gestellt. Leichte Flocken tanzten in der Luft und schmiegten sich müde an die feste Erde. Auf dem spiegelglatten Bache spielte die Dorfjugend, und der Lehrer saß am Fenster und las seiner Frau die neueste Nummer einer guten Volkszeitung vor. Dabei spähten seine Blicke oft die Straße entlang nach dem Ankömm-

ling, den beide sehnsüchtig erwarteten. Jetzt vernahm man einen leichten Schritt im Hausflur. Die Thür flog auf, und der Sohn lag in den Armen der Eltern.

„Mein liebes Kind," sagte die Mutter, und streichelte sanft seine Wange, „bist Du wiedergekehrt, wie ich Dich im Geiste vor mir sehe? Sind Deine Züge noch der Spiegel einer offenen, reinen Seele? Ach, daß ich Dich doch sehen könnte!"

„Beruhige Dich, liebe Frau, es ist noch ganz unser braver Junge, nur" — versuchte er zu scherzen — „eleganter sieht er aus, wie in seines Vaters alten Röcken!"

„Dag, Onkel!" rief ein lustiges Kinderstimmchen, und Resel trippelte ins Zimmer. „Bringst mir auch was mit, ja?"

„Gewiß, Resel," antwortete er, noch bewegt von dem Wiedersehen mit der blinden Mutter.

„Einen Pfefferkuchen, gelt?"

„Still, Resel!" warnte die eintretende Anneliese. „Willst Du wohl, Unnütz. Betteln darf das Kind nicht" Sie bot Georg treuherzig die Hand: „Grüß Gott, Georg! Bist Du mit August gekommen?"

„Ja, Liesel, der ist schon drüben bei den Eltern."

„Dann werde ich rasch für den Kaffee sorgen, damit ich den Gustel willkommen heißen kann." Geschäftig stellte sie alles zurecht. Als sie fertig war, bat sie bescheiden: „Bitte, Georg, verriegle nach mir die Thür, die Resel klettert sonst herunter bis zum Bache; ist ein wildes Ding, wirst es noch gewahr

werden!" Draußen aber fuhr sie leise fort: „Sei gut und bediene Dein Mütterchen unaufgefordert. Du glaubst nicht, wie schwer das Kreuz manchmal drückt."

„Liesel!" — Der junge Mann wollte weitersprechen, aber er mußte sich überwältigt abwenden.

„Um Gottes willen, Georg, lasse nichts merken, gehe hinein, ich bitte Dich!"

„Gleich, sofort, nur lasse mir einen Augenblick Zeit zur inneren Sammlung."

Mit mitleidigen Gefühlen ging Anneliese hinaus und überließ ihn sich selbst.

„Willkommen, Gustel," rief sie dem lieben Gaste drüben entgegen. „Schön willkommen!"

Aber sie stutzte plötzlich. War es denn wirklich der frische, fröhliche Bruder, der sich langsam erhob und müden Schrittes an sie herantrat?

Wo war die gesunde Farbe seines Gesichtes? Wo der muntere Blick der hellen Augen?

„Mutter, ist Gustel krank?" fragte sie leise.

„Er wird sich wohl tüchtig erkältet haben. Ich will ihm sogleich einen Topf Lindenblüte kochen. Ich denke, es hat nichts auf sich."

Aber sie schienen es alle nicht recht zu glauben, was sie sich über den Ankömmling vorredeten, die Veränderung war zu auffallend.

Nachdem man plaudernd ein halbes Stündchen bei einander gesessen, nahm ein jedes die unterbrochene Thätigkeit wieder auf, indessen August Anneliese begleitete. Kaum waren sie am Thore, da sah er die

Schwester bittend an und sagte: „Thue mir den Gefallen und gehe mit mir ein Stück hinaus, ich muß mit Dir reden."

Schweigend schritten sie zum Dorfe hinaus, erst als sie die letzten Häuser im Rücken hatten, begann August: „Anneliese, erzähle mir von Antons Ende, ihr habt das nur so kurz geschrieben, bitte, erzähle recht ausführlich."

Ein scheuer Seitenblick streifte den Sprecher, aber sie willfahrte sogleich und gab einen getreuen Bericht von allem, was sie wußte, und den sie mit den Worten schloß: „Siehst Du, Gustel, seit ich den Anton habe sterben sehen, kann ich nicht mehr so recht von Herzen lachen, und ich sehe beständig das blasse Gesicht vor mir und höre ihn sagen, wie damals: Anneliese, bete für mich. Ich thue es dann so recht innig, und da geht die Traurigkeit allemal vorüber."

„Hast Du mir alles erzählt, Anneliese?"

„Alles, Gustel!"

„Ist denn keine Untersuchung gehalten worden, wie das Unglück geschehen konnte?"

„Nein; — ich weiß es wenigstens nicht. Wenn das der Fall wäre, hätte der Herr Lehrer wohl schon etwas erzählt."

„Ich kann es euch sagen, ihr beiden," sprach plötzlich neben ihnen eine rauhe Stimme, „und da geht ins Dorf und besprecht es mit den Leuten, daß der alte Huber angeklagt ist, daß er aufs arme Sünderbänkchen kommt, der nachlässige Mensch, der

aus Fahrlässigkeit einen Totschlag auf sein Gewissen geladen hat."

Erschrocken blickten die Geschwister in das verzerrte Gesicht des heiser auflachenden alten Schmiedes.

August wurde noch einen Schatten bleicher und rang nach Atem, Anneliese dagegen faßte den Davonstürmenden am Rocke und bat: „Lieber Meister Huber, seien Sie gut, das ist gewiß ein Irrtum, so bitter unrecht kann man Ihnen doch nicht thun."

„Mamsell, sie kennt die schlechte Welt nicht, hahaha!" Er riß sich los und stürmte weiter. Auf der Höhe des Weges angekommen, wandte er sich noch einmal und rief: „Erzähl' sie's nur gleich meinen Kindern, damit sie auf den Vater mit Fingern weisen, der auf seine alten Tage ins Gefängnis kommt, der ehrliche Narr!"

„Großer Gott, Gustel! Aber Gustel, steh' doch nicht wie eine Säule, komm', komm', wir können vielleicht helfen, Meister Huber ist krank!"

„Was willst Du denn?" fragte er wie geistesabwesend.

Dem ratlosen Mädchen traten die Thränen in die Augen, aber resolut erfaßte sie des Bruders Arm und zog ihn mit sich fort, dem Greise nacheilend. Doch vergebens, am Eingange des Dorfes war er ihren Blicken entschwunden.

*

* *

Was die Geschwister Breuer zuerst erfahren, das bildete den Gesprächsstoff der Weihnachtstage in Josephsthal.

Der Müller in Philippsfeld hatte die Stätte des Unglücks genau untersuchen lassen, und die Sachverständigen mußten konstatieren, daß bei genauer Besichtigung des Aufzuges vor dem Gebrauche das Verhängnis nicht hätte eintreten können. Der ganze Haß des durch den herben Verlust verbitterten Gemütes des Müllers wandte sich gegen den Maschinenwärter, und er that keinen Einspruch, als der Staatsanwalt die Klage wegen fahrlässiger Tötung gegen Huber erhob. Die Wirkung dieser Thatsache auf den Beschuldigten war eine erschreckende. Gilt es bei den Leuten der niederen Volksklassen, die ihre Ehrlichkeit mit Recht als höchsten Reichtum betrachten, schon für entehrend, wenn sie zur Zeugenschaft vorgeladen werden, so mußte die direkte Anklage noch niederdrückender wirken. Zudem erhoben sich in Josephsthal wenig Verteidiger seines guten Namens; der Schein sprach gegen ihn, da er am Vorabende des Unglückes bis gegen Mitternacht mit dem neuen Gemeindeschmiede in der Dorfschenke gesessen hatte.

Huber hatte seinen Dienst, nach einem heftigen Wortwechsel mit dem Müller, sofort quittiert und bewohnte die enge Giebelstube seines Häuschens im Dorfe. Vor sich hinbrütend und jede freundliche Annäherung rauh zurückweisend, verbrachte er das Weihnachtsfest. Aber noch an einem anderen Herzen ver-

klang das Friedenswort des hohen Tages wirkungslos, es war August. Scheu zog er sich aus dem Familien- und Freundeskreise zurück und saß stundenlang nachdenklich im Lehnstuhle des Vaters. Nur Anneliese gegenüber verließ ihn auf Augenblicke seine Einsilbigkeit. Diese hatte sich in ihrer Vorfreude auch getäuscht. Neben der Sorge um den kranken Bruder quälte sie der Gedanke an die Ankunft des Schulkameraden Hans und seinen Schmerz, den er bei dem Geschicke des geliebten Vaters empfinden mußte.

Ein lustiges Lied pfeifend, den großen Knotenstock in der Hand, zog Hans am Sylvestertage um die Mittagsstunde im Dorfe ein. Freundlich grüßte er nach allen Seiten. Aber die Kinder liefen rasch in die Häuser, und die Erwachsenen blickten ihm so sonderbar nach. Er warf sich in die Brust, um recht stolz einherzuschreiten, denn er meinte, das eigentümliche Benehmen der Landsleute müßte wohl eine Folge seines veränderten stattlichen Aussehens sein. Er ging an der Schmiede vorüber, mit langem Blicke umfaßte er das heimatliche Bild und zögerte, um einzutreten. Beinahe an der Schwelle, wandte er sich um und schritt entschlossen dem Friedhofe zu. Am Eisenkreuz, auf dem Hügel der Mutter, kniete er nieder und betete inbrünstig, dann klopfte er schüchtern an der Lehrerwohnung. Man überhörte bei der lebhaften Unterhaltung im Zimmer seine Bitte um Einlaß, und er vernahm draußen die Worte des Lehrers:

„Ihr sollt sehen, es wird sich sicher erweisen, daß

Huber unschuldig ist an dem Totschlag, so unschuldig, wie ihr und ich, er wird frei gesprochen werden!"

Gustel fragte beklommen: „Welche Zeugen sind denn geladen?"

„Ich weiß es nicht!" erwiderte der Lehrer und öffnete die Thür, um im Hausflur die Pfeife auszuklopfen. „Wer ist denn hier?" fragte er plötzlich. „Du — Hans, bist Du es wirklich?" und er zog den schreckensbleichen Knaben ins Zimmer.

Bald hatte Hans durch den Lehrer in schonender Weise die Angelegenheit seines Vaters erfahren. Die Art der Mitteilung rief in ihm die Hoffnung wach, es könnte dem Vater nichts geschehen. Mit verdoppelter Innigkeit beschäftigte er sich mit dem ahnungslosen Schwesterchen, seiner lieben, lange entbehrten Resel.

Der Versuch des Lehrers, am Abende mit Hans bei Huber einzudringen, scheiterte an dessen Hartnäckigkeit. Er wollte seine Kinder nicht sehen. Er könne dem Hans nicht in die Augen schauen vor Scham, so sagte er, und der arme Junge war gezwungen, die bereitwilligst angebotene Gastfreundschaft des Kirchnatz anzunehmen.

Auch die abschiedsreichen Tage des neuen Jahres waren vorüber. Mit großer Besorgnis hatte die Familie Breuer August scheiden sehen. Was war aus dem lustigen Gustel geworden? Ein kränkelnder, müder Mensch, der die Leidenden jetzt mit gleichem Eifer aufsuchte, wie er sie früher gemieden.

Anneliese war am Vorabende der Abreise mit der Bitte in Georg gedrungen, er möchte den Bruder um vertrauensvolle Mitteilung über den Grund seiner Niedergeschlagenheit bitten, ihm, dem Freunde, so hoffte sie, würde er dies nicht versagen.

Georg war nicht zum Ziele gekommen. Anneliese aber dachte vergebens darüber nach, weshalb August sie förmlich beschworen habe, ihm rechtzeitig den Termin der Gerichtsverhandlung gegen Huber anzugeben.

„Ich muß es wissen, hörst Du, Anneliese, ich m u ß. Es hängt so viel davon ab, lade keine unnötige Verantwortung auf Dich und schreibe ja zur Zeit."

Sie konnte diese Worte nicht vergessen und fragte täglich den Lehrer, ob er den Termin noch nicht erfahren habe. Die letzte Januarnummer des Kreisblattes brachte endlich die Nachricht, daß die Verhandlungen in Sachen des Maschinenwärters Huber am 3. Februar stattfinden sollten. Sofort schrieb sie an August. Aber sie berechnete, daß der Brief zu spät in seine Hände kommen würde, wenn sie ihn in den Postkasten am Dorfkruge stecke, der nur alle zwei Tage entleert wurde, darum war sie schnell entschlossen, ihn am nächsten Morgen in aller Frühe selbst nach der eine halbe Stunde entfernten Bahnstation zu bringen, um ihn sicher zu befördern. Außer ihrer großen Vorliebe für allerlei kleine Heimlichkeiten war der Beweggrund ihres versteckten Handelns die unbestimmte Furcht, es könne zwischen dem Unglücke in

Philippsfeld und des Bruders verändertem Wesen ein innerer Zusammenhang bestehen. Als die Kuckucksuhr eben fünf rief, war sie zu ihrem Morgenspaziergange bereit und verließ auf den Zehen das Haus. Die Mondsichel stand hell am Himmel und beleuchtete den einsamen, schneereichen Pfad. Eingehüllt in ein warmes Tuch, schritt sie rüstig dem Ziele zu, denn sie mußte in einer Stunde zurück sein, sollte man ihre Abwesenheit nicht bemerken. In einiger Entfernung vor ihr ging eine gebeugte Mannesgestalt. Der Weg machte am Gehölz eine scharfe Biegung, und sie war für Anneliese hinter den Baumstämmen verschwunden. Wenige Schritte und sie hatte gleichfalls die Biegung erreicht, aber zögernd blieb sie stehen, weil sie lautes, heftiges Sprechen vernahm. Gedeckt durch das niedrige Gestrüpp am Waldessaume, hörte sie, hochklopfenden Herzens, folgende Unterhaltung:

„Guten Morgen, Herr Oberingenieur! Ei, der tausend, was bringt Er Kunststücke fertig! Haha, ist ein Teufelskerl!"

„Geht Eurer Wege, Rother, ich habe nichts mit Euch zu schaffen."

„Glaub's schon; wenn man so einen handfesten Kerl, wie mich, ums Brot gebracht hat, ist eine Begegnung im Walde bei nachtschlafender Zeit nicht angenehm."

„Ich Dich ums Brot gebracht? — Weißt recht gut, daß es Deine Diebereien waren."

„Ist noch lange kein Totschlag, so etwas Ver-

staubung mitnehmen. Hast mehr gekonnt, als ich! — Freut mich wirklich, daß Du dem alten Müller den schönen Streich gespielt hast."

Hart fiel die schwielige Hand auf Hubers Schulter. Dieser schüttelte die Berührung ab und stieß den Knecht heftig zurück, daß er wimmernd gegen einen Baumstamm taumelte. Aber wutschnaubend stürzte er vor, und ein Schlag seines wuchtigen Knotenstockes streckte den Wehrlosen zu Boden.

Wie gelähmt vor Angst hatte Anneliese die entsetzliche Scene verfolgt, in dem Momente, als der Schmied taumelnd niedersank, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus. Langhallend tönte er in dem mächtigen Fichtendome wieder. Der Bösewicht stutzte, sah auf sein Opfer nieder, und jedenfalls dem plötzlichen Auflodern seines Gewissens folgend, stürmte er in entgegengesetzter Richtung, zwischen den Stämmen hin, davon. Anneliese, das Gefahrvolle der Lage nicht erwägend, kniete an der Seite des Bewußtlosen nieder, löste eilig ihr warmes Tuch von den Schultern, legte es unter sein Haupt und rannte die Anhöhe zum Bahnhofsgebäude herab, um Hilfe herbeizuschaffen.

Schlaftrunken machte sich eben der Portier an den Lampen zu thun, dem sie mit fliegendem Atem das Geschehene berichtete. Bald waren die wenigen männlichen Insassen des kleinen Stationsgebäudes alarmiert, und man begab sich zu dem Unglücklichen. Die Hilfe kam zu rechter Zeit, denn, auf dem eisigen Boden ruhend, hatte sich eine Starrheit seiner Glieder

bemächtigt, die verhängnisvoll zu werden drohte. Im Wartesaale angekommen, machte man allerlei Belebungsversuche, endlich öffnete er die Augen und schaute irreblickend um sich. Da war es mit Anneliesens heldenmütiger Fassung vorüber, überwältigt von der Aufregung der letzten Stunde sank sie, der Anwesenden nicht achtend, laut schluchzend auf den nächsten Stuhl.

Die Frau des Restaurateurs nahm sich ihrer an, und nachdem sie ihr ein warmes Frühstück aufgenötigt, veranlaßte sie den Portier, das junge Mädchen nach Hause zu begleiten und gleichzeitig in Josephsthal Rat zu holen, was mit Huber zu beginnen sei.

Anneliese traf gerade im rechten Augenblicke ein, um die ernstlich aufsteigenden Besorgnisse über ihren Verbleib zu zerstreuen. Vater Breuer erbot sich, den Kranken bei sich unterzubringen, und Emanuel traf Anstalten, ihn in der Kutsche herüberzuholen.

Anneliese rechtfertigte sich den Vorwürfen der Mutter und den Vorstellungen der Frau Hentschel gegenüber durch die stockende Mitteilung der Veranlassung ihres Ganges.

Huber lag fiebernd im Stübchen des Auszugshauses, gepflegt von Fräulein Schön und der Bäuerin. Anneliese hatte ihn, zur Verwunderung der beiden Frauen, am Abende noch nicht besucht. Fröstelnd und von heftigen Kopfschmerzen gequält, saß sie in ihrem Stübchen. Mechanisch blätterte sie in einem Buche Augusts, welches vor ihr lag. Ein Zettelchen fiel heraus, zerstreut hob sie es auf und überflog das

Geschriebene. Aber hohe Röte bedeckte ihre Züge, und halblaut las sie zum zweitenmal.

„Philippsfeld, den 29. Oktober.

Lieber Vetter Gustel!

Alles ist in Ordnung; der Cerberus gefesselt, d. h. Huber für einen Abend beurlaubt. Das Bier liegt im Keller, seid alle drei pünktlich und bringt gute Laune mit!

Dein

Anton."

Lange hielt sie den verhängnisvollen Fund vor sich hin und grübelte und grübelte, ohne die Lösung zu finden. Nur das wußte sie, sicher war Antons Tod die Hauptursache zu des Bruders Gedrücktheit.

Der Eintritt des Herrn Pfarrers schreckte sie aus ihrem Sinnen auf.

„Ist Herr Hentschel zu Hause?"

„Ja, Hochwürden," antwortete sie, sich schnell erhebend.

Der ehrwürdige Herr bot ihr die Hand und sagte mit tiefem Ernste: „Liesel, Du hast Dich heute wieder einmal tapfer gezeigt. Weil alles gut abgelaufen ist, wollen wir Dir keine Vorwürfe machen über Deinen romantischen Hang zur Geheimnisthuerei. Aber, Kleine, Du wirst jetzt ein erwachsenes Mädchen und mußt solche Extratouren, die Dich in Gefahr bringen können, vermeiden. Du verstehst mich, Liesel?" — Sie antwortete nicht, leichenblaß werdend, fiel sie gegen die

Glasthür des Bücherschrankes, und ihre tastende Hand schlug haltlos gegen die Scheiben.

„Kind, bist Du krank?“ fragte besorgt der Geistliche und leitete sie zu einem Stuhle.

„Ach, ich werde es wohl werden! Aber ich muß Ihnen noch etwas sagen, bitte, darf ich, ehe ich krank werde!“

„Sprich, liebes Kind!“

Mit fliegenden Worten berichtete sie ihre Besorgnis, hervorgerufen durch die Andeutungen des Bruders und den jähen Schreck beim Auffinden des Zettels, den sie der Hand des Geistlichen übergab. Als sie geendet, schloß sie matt die Augen, sie hörte kaum die freundlich beschwichtigenden Worte des Herrn, welcher versprach, sofort mit August sich in Verbindung zu setzen und Klarheit in die Sache zu bringen.

Anneliese wurde nicht krank, wie ihre Umgebung es an jenem Abende ernstlich befürchtete. Ihre kräftige Konstitution hielt den Gemütsbewegungen stand, die immer heftiger wurden, je näher die Entscheidung rückte.

*
* *

In einem Klassenzimmer des Seminars der Hauptstadt saß August Breuer, den Kopf in die Hand gestützt, vor den Büchern, ohne zu arbeiten. Sein Aussehen war nicht besser, als am Weihnachtsfeste, wenn auch eine feste Entschlossenheit aus seinen Augen blitzte. Seminaristen gingen ab und zu, aber keiner richtete das Wort an ihn, hatte man sich doch seit

Wochen gewöhnt, ihn als Sonderling links liegen zu lassen.

Der Pedell meldete ihm soeben: „Ein Besuch aus der Heimat, Sie möchten ins Sprechzimmer kommen."

August fuhr sichtlich zusammen: „Wer ist es?"

„Ein Geistlicher mit ihrem Freunde, dem Gymnasiasten."

Eilig folgte er dem Pedell durch die langen Gänge bis zur Pforte.

„Gott grüße Dich, mein Sohn!" redete ihn der Pfarrer an, „wie geht es Dir?"

August antwortete verwirrt auf die freundlichen Fragen, die der Geistliche nur that, um allmählich zu Wichtigerem überzugehen. Als er aber sah, daß August in seiner Apathie verblieb, ging er direkt auf das Ziel zu und sagte ohne Umschweife: „Ich habe mit Dir zu reden, mein Sohn, willst Du, daß Georg uns verlasse."

„Nein, Hochwürden, bitte, lassen Sie meinen Freund bleiben." — Ein dankbarer Blick Georgs traf ihn.

Vielleicht ahnst Du, daß mein Kommen mit dem Namen Huber in Verbindung steht. Anneliese hat Dir mitgeteilt, wann die Sache vor dem Staatsanwalt verhandelt wird."

„Ja, ich weiß es, Hochwürden," unterbrach ihn August mit plötzlich erwachter Entschlossenheit. „Ich wäre sicher zu dem Termine gekommen, und wenn ich dabei meine ganze Zukunft aufs Spiel gesetzt hätte."

„Ich verstehe Dich nicht, August, fasse Vertrauen und enthülle mir, was Dich zu solchem Handeln veranlaßt haben könnte.“

„Hochwürden, Huber ist ganz unschuldig, bei Gott, es ist wahr, ein anderer hat Antons Tod veranlaßt.“

„Ein anderer?“ fragte betroffen der Pfarrherr, „ein Mensch soll direkte Schuld tragen?“

„Ja, ganz sicher. Hochwürden, als wir bei meiner Schwester Hochzeit so heiter und vergnügt waren, beschlossen wir, vor dem Semesteranfang noch einmal zusammenzutreffen und ein Trinkgelage zu halten. Unser strenger Herr Direktor, der seine Kontrolle auch über die Ferienzeit ausdehnt, mißbilligt sehr solche Unternehmungen, darum wollten wir unser Vorhaben ganz geheim halten. Wir nahmen es also dankbar an, daß Anton uns einen Raum in der Mühle zur Verfügung stellte. Der alte Huber wurde entfernt, und wir amüsierten uns nach Herzenslust in seinem Wachstübchen. Etwas nach Mitternacht unterschied ich deutlich Schritte, ich hatte eine entsetzliche Unruhe und stellte Nachforschungen an. Da sah ich deutlich einen großen, starken Mann am Fahrstuhl hantieren und hörte ihn böse Worte murmeln. Als ich laut rief, entsprang er durch das Fenster an der Giebelseite. Bei der erschütternden Todesnachricht aus der Heimat leuchtete mir sofort der Zusammenhang des Unglücks mit dem nächtlichen Besuche ein, aber ich quälte mich mit tausend Zweifeln, ob ich auch

recht gesehen, ob nicht mein erhitztes Blut mir etwas vorgespiegelt. Als ich jedoch während der Weihnachtstage die Anklage Hubers erfuhr, stand es bei mir fest, selbst auf die Gefahr hin, von der Anstalt verwiesen zu werden, die Wahrheit zu bekennen."

Mächtig erregt hielt er inne und preßte die Hände gegen die pochenden Schläfe.

„Gott Dank, August, daß Du den richtigen Weg gefunden, den jugendlichen Leichtsinn gut zu machen! Wartet beide hier ein Weilchen, ich will mit dem Herrn Direktor sprechen."

Die Freunde blieben allein und August, dessen Inneres sich dem Vertrauen erschlossen, schüttete in die Seele Georgs alles aus, was sein Gemüt in solchem Grade bedrängt hatte, daß sich die nachteiligen Wirkungen an seiner Gesundheit zeigten.

„Lieber Georg, ich hatte so oft auf den Lippen, mit Dir darüber zu sprechen, ich konnte es nie. Sei mir nicht böse," schloß er.

„Alter Gustel, wie könnte ich das jemals werden! Auch ich habe viel mit mir zu thun gehabt. Seit ich meine gute Mutter in Wartha in ihrem heldenhaft ertragenen Leiden gesehen, habe ich einen heißen Kampf durchgefochten; aber ich hoffe, er hat zum Siege über mich selbst geführt. Ich werde mit Gottes Hilfe Priester werden."

Der Herr erschien mit dem Direktor, welcher dem Seminaristen erlaubte, einen kurzen Urlaub zu seiner Erholung anzutreten.

August verabschiedete sich mit stummer Verbeugung an der Thüre, da traf ihn ein langer Blick seines Vorgesetzten, er zögerte einen Augenblick, ließ seine Begleiter voranschreiten, erfaßte die Hand des Direktors und stieß hervor: „Verzeihen Sie mir!“

„Gehe mit Gott, mein Sohn, und denke bei Deiner Selbsterziehung und der Erziehung der Kinder stets daran, daß kindliche Offenheit jeden Weg ebnet.“

* * *

Die Angelegenheit Hubers nahm einen raschen Verlauf. Die Zeugenschaft der Geschwister Breuer machte die Anklage null und nichtig, während Hubers Fieberphantasien selbst den Weg zur Entdeckung des Thäters wiesen. Der von der Mühle wegen wiederholter Unredlichkeit entlassene Knecht Rother wurde verhaftet und war nach kurzer Zeit geständig, aus Gehässigkeit gegen den Maschinenwärter, welcher der Entdecker seines Unwesens gewesen, die Ketten des Fahrstuhles durchgefeilt zu haben. Mit teuflischer Bosheit fügte er hinzu, er hätte gewiß dafür gesorgt, daß durch eine Explosion des Dampfkessels das ganze Nest in die Luft geflogen wäre, wenn er nicht gestört worden wäre. Die Strafe für seine Ruchlosigkeit wurde noch vermehrt, weil Huber seiner Verletzung erlag.

Man bettete den Heimgegangenen am Sonntag Lätare unter allgemeiner Beteiligung der beiden Nachbardörfer, Josephsthal und Philippsfeld, neben seiner vorangegangenen Gattin zum ewigen Frieden.

Wie im Vorjahre war der arme Hans heute im

Lehrerhause eingekehrt. Er saß am Fenster der Wohnstube, sein Schwesterchen auf den Knieen haltend. Die kleine, sonst so muntere Resel mußte wohl eine Ahnung von dem schweren Schicksale haben, das die Geschwister getroffen, denn still und sanft lehnte sie ihr Lockenköpfchen an des Bruders Schulter und wischte mit den kleinen Händchen die Thränen ab, die ihm unaufhaltsam über die Wangen rollten. Das lebhafte Gespräch im Nebenzimmer lenkte die trüben Gedanken des Waisenknaben nicht ab, sie fanden vielmehr immer neue Nahrung durch das Hinschauen auf die von der scheidenden Sonne vergoldete Spitze des einfachen Kreuzes auf dem gemeinsamen Hügel der Eltern.

Anneliese näherte sich ihm und sprach in bittendem Tone: „Guter, lieber Hans, sag' ja, sag' ja und Amen zu dem, was man drinnen von Dir verlangen wird, thu' es um des lieben Resels willen!" Sie nahm ihm die Kleine ab und antwortete auf seine Frage: „Was verlangt man denn von mir?"

„Etwas recht Gutes, glaube mir. Sei gut, Hans, nimm's an!" und sie drängte ihn hineinzugehen.

Hans war im höchsten Grade verwirrt, sich dem Pfarrer, dem Lehrer und dem Müller gegenüber zu sehen, welch letzterer die Josephsthaler durch die ungewöhnlich glänzende Bestattung des Schmiedes, die auf seine Kosten geschehen war, überrascht hatte.

Der Pfarrer wandte sich an ihn: „Lieber Hans, Herr Müller Seidel bietet sich an, Dein Vormund zu werden, und damit er es in rechter Weise sein

kann, möchte er Dich in der Mühle haben und Dir eine Ausbildung geben lassen, die Dich später befähigt, ihm, sei es in der kaufmännischen Leitung, sei es als Werkführer in der Mühle, zur Seite zu stehen. Du hast Zeit, Deinen Entschluß bis morgen zu erwägen; denke an Deine Zukunft, mein Sohn!"

„In die Mühle soll ich gehen!" — stammelte Hans. „Das kann ich nicht! — Ach, mein gutes Vaterle!" Er barg sein Gesicht in den Händen.

Der Müller legte seinen nervigen Arm um seinen Hals und sagte mit tiefer Bewegung: „Hans, komme als mein Sohn zu mir einsamen Manne und lasse mich das Unrecht an Dir gut machen, welches Deinem Vater geschehen ist."

Noch stand Hans unschlüssig, da vermeinte er zu hören: „Sag' ja und Amen, lieber Hans, um Resels willen," und er neigte sich einwilligend über des Müllers Rechte, und von seinen bebenden Lippen rangen sich die Worte: „Ich will versuchen, Ihnen ein guter Sohn zu werden, wie ich es so gern meinem seligen Vater gewesen wäre!"

*
* *

Wegen der Aufregung des Begräbnisses war das Sommersingen in diesem Jahre größtenteils unterblieben. Die befreundeten Familien Breuer und Hentschel, denen sich der Herr, seine Schwester und der Müller zugesellt hatten, besprachen am Abende die Ereignisse des verflossenen Jahres und gedachten des letzten Sonntags Lätare, der so ganz anders fröhlich gewesen.

Der Pfarrer bemerkte: „Es war von tiefer Bedeutung, daß die Kinder das schöne Lied sangen:

Harre, meine Seele, harre des Herrn!
Alles ihm befehle, hilft Dir doch so gern.
Sei unverzagt,
Bald der Morgen tagt!
Und ein neuer Frühling
Folgt dem Winter nach.
In allen Stürmen, in aller Not
Wird er Dich beschirmen,
Der treue Gott.

Lassen wir diese herrlichen Worte auch das Motto für die kommende Zeit sein, gewiß wird dann der nächste Sonntag Lätare wieder zu dem gewohnten Festtage der Freude im Herrn!"

„Hochwürden," rief Anneliese, ein Zeitungsblatt schwingend, „eine große Freude bringt er heute schon, darf ich lesen?"

Alle sahen sie erwartungsvoll an, Frau Hentschel senkte ahnungsvoll die glanzlosen Augen.

Anneliese trat der Lampe näher, und ihre sonore Stimme durchdrang die lautlose Stille:

„Breslau, vom 27. März. Bei der am 24. bis 26. abgehaltenen Abiturientenprüfung des Gymnasiums St. Matthias erhielten unter achtzehn Primanern siebzehn das Zeugnis der Reife. Einem Schüler wurde wegen vorzüglicher schriftlicher Arbeiten die

mündliche Prüfung erlassen. Derselbe, Georg Hentschel aus Josephsthal, der sich zum Studium der Theologie entschlossen, hat, dem Gebrauche entgegen, die Prima in einem Jahre absolviert."

Mit schelmischem Blicke las Anneliese die Namen und das gewählte Studium weiter, aber sie hielt bald inne.

Wortlos lagen sich die Eltern in den Armen, und hocherfreut brachte der Vater Breuer seinen Glückwunsch dem vorzüglichen Lehrer Georgs, dem überraschten Pfarrer, dar. Es gab bald noch mehr zu gratulieren.

Unvermutet trat Georg ein, der ahnungslos war, daß die Zeitung bereits seinen Erfolg den Lieben daheim verraten hatte. Als sich die Begrüßungsfreude ein wenig gelegt und alle stürmischen Fragen der freudig Überraschten beantwortet waren, sagte Georg: „Wißt ihr, liebe Eltern, wem ich dieses hohe Glück zuschreibe? — Ich glaube einem Opfer, das ich gebracht. Seit dem Herbste habe ich keinen Ton mehr gespielt; darf ich es jetzt thun?"

Statt aller Antwort führte ihn der Pfarrer ans Klavier, welches von Anneliese hastig geöffnet wurde.

Lautlose Stille herrschte ein Weilchen, dann perlten glockenreine Töne durchs Gemach. Als hätte der Spieler die Anwesenden belauscht, hob sich aus den mit vollendeter Technik ausgeführten Variationen

mit zum Herzen dringender Einfachheit und Klarheit die Grundmelodie hervor:

„In allen Stürmen, in aller Not
Wird er Dich beschirmen,
Der treue Gott!"

Nachtrag.

Zwölf Jahre waren seitdem verflossen und welterschütternde Ereignisse über das Vaterland gebraust. Familienverhältnisse führten die Erzählerin nach dem lieben Josephsthal, in den Kreis der alten Bekannten, über deren Schicksal sie noch in kurzem Auskunft geben will.

Herr Pfarrer Schön schafft und wirket noch in Rüstigkeit, und bei seinen Werken der Nächstenliebe unterstützt ihn in gewohnter Weise Fräulein Katharina, deren Scheitel zwar gebleicht, aber deren Empfinden jugendliche Frische verrät. Vater Breuer, der Kirchnatz, ruht seit Jahren unter dem grünen Hügel, sein Nachfolger im Besitztum ist Emanuel; aber der junge Herr des Hofes hat einen harten Tribut an das Schicksal gezahlt. Als Gardist des Königin Elisabeth-Regimentes hat er im Straßenkampfe von le Bourget sein rechtes Bein verloren. Anna Regina ist Frau Schulhalterin im Nachbardorfe geworden, Augusts Freund, der lustige Heinrich, hat sie heimgeführt.

Auch Anna Barbara wird die Mutter im nächsten Frühlinge verlassen, um als Gattin Hans Hubers in die Philippsfelder Mühle überzusiedeln. Hans ist ein allzeit thätiger, brauchbarer Mensch geworden, der Trost und die Freude des ergrauten Müllers, der ihn zu seinem Erben eingesetzt hat.

Frau Breuer hat Resel Huber nach der Entlassung aus der Schule zu sich genommen, um sie zu einer tüchtigen Wirtschafterin heranzubilden, und es ist ihr dringender Wunsch, das hübsche, kluge und brave Mädchen dereinst als Tochter, an der Seite Emanuels, im Bauernhofe schalten und walten zu sehen.

Der alte, gute Schulhalter Hentschel hat nach seinem fünfzigjährigen Jubiläum sein Amt in die Hände Augusts gelegt, der, obwohl zu höheren Stellen befähigt, sich dem allgemeinen Wunsche der Familie gefügt, und im kleinen Kreise Tüchtiges zu leisten bestrebt ist. Er wohnt im Auszugshause des väterlichen Gehöftes, denn es war eine seiner Bedingungen bei Übernahme der Stelle, daß die Familie Hentschel in ihrem lieben Heim verbleiben müsse.

Und Anneliese? — Ich traf sie gerade, als sie im Begriffe stand, einen reich mit Blumen verzierten Willkommensgruß über der Wohnstube des Schulhauses zu befestigen. Dieser festliche Schmuck galt dem morgen heimkehrenden Georg, der ein Jahr lang musikalische Studien in Rom gemacht hatte und nun zum Chordirigenten des Domes zu N . . . ernannt war und eine kurze Zeit in der trauten Heimat zu verweilen gedachte.

Anneliese lebt ruhig und zufrieden weiter in der treuesten Erfüllung der im jugendlichen Alter freiwillig übernommenen Pflicht, sie ist nicht allein das Licht und der Sonnenschein der armen Blinden, sondern der gute Engel aller Armen und Bedrängten des Dorfes. Sie ist geworden, was sie zu werden versprach, eine harmonische Frauennatur, beseelt von echter, opferfreudiger Nächstenliebe, allenthalben diese Liebe säend und seligen Frieden, innere Herzensfreudigkeit erntend.

Inhalt.

Erzählungen vom Verfasser „Die Kinder der Wittwe".

Der Adler, oder: Schuld und Sühne. Ein Familiengemälde aus den Zeiten des 7jährigen Krieges. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstich. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Abendstern, oder: Das schwarze Kreuz im Kalender. Ein Familiengemälde, der reiferen Jugend und dem christlichen Volke gewidmet. 3te Aufl. Mit Titelbild. 8. 1 M.

Der Feuerreiter, oder: Die Religion als Leitstern. Ein Charaktergemälde unserer Zeit. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 50 Pf.

Fluch und **Segen**, oder: „Wie die Saat, so die Ernte!" Ein Familiengemälde aus unserer Zeit. Der reifern Jugend und dem christl. Volke gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 75 Pf.

Die Johanniter, oder: Die Einnahme von Rhodus durch Soliman. Charakter- und Heldengemälde aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der reifern Jugend gewidmet. 2te Aufl. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Jude, oder: Neigung und Pflicht. Ein Charakter- und Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstich. 8. 1 M. 50 Pf.

Ludwig, der Heilige, oder: Ein Fürst als Held und Christ. Eine moralische Erzählung zur Befestigung religiöser und rechtlicher Gesinnungen. Der reifern Jugend und der gesammten edlen Lesewelt gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Menschenhändler, oder: Verstand ohne Herz. Charakteristische Bilder aus dem republikanischen, sogenannten glücklichen Amerika. Der reif. Jugend gew. 2. Aufl. M. Titelbild. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Pulverthurm, oder: Das Gebet als Schutzgeist. Ein Familiengemälde aus dem letzten Drittel des vorigen Jahrh. Der reif. Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlst. 2te Aufl. 8. 1 M. 50 Pf.

Reichthum und **Armuth**, oder: Des Malers Bild. Skizzen aus dem Leben und Treiben unserer Tage. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Rosenkranz, oder: Das Leben eine Wanderung zur Ewigkeit. Eine zeitgemäße Erzählung zur Befestigung religiöser u. rechtlicher Gesinnungen. Der reiferen Jugend u. der gesammten edlen Lesewelt gewidm. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 50 Pf.

Rückkehr aus dem Norden, oder: Das Kirchlein am Donaustrande. Familien- und Zeitgemälde aus der letzten Epoche der napoleonischen Herrschaft. Der reifern Jugend gewidmet. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M. 50 Pf.

Schloß und **Hütte**, oder: Des Lebens Contraste. Eine zeitgemäße Erzählung zur Befestigung religiöser u. rechtlicher Gesinnungen. Der reiferen Jugend u. der gesammten edlen Lesewelt gewidmet. Mit 1 Stahlstich. 8. 1 M. 50 Pf.

Des Sünders Entlarvung am Römergrabe, oder: „Mensch bedenke das Ende." Ein Charakter- und Sittengemälde aus unserer Zeit. Der reifern Jugend und dem christlichen Volke gewidmet. Mit 1 Stahlst. 8. 1 M. 75 Pf.

A. Hungari,

neue katholische Volksbibliothek.

1r Bd. Auch u. d. Titel: **Heils-Wege.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

2r Bd. Auch u. d. Titel: **Frommer Wandel.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

3r Bd. Auch u. d. Titel: **In ehrbarer Gesellschaft.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

4r Bd. Auch u. d. Titel: **Herz-Erquickung.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

5r Bd. Auch u. d. Titel: **Vorzeit und Gegenwart.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

6r Bd. Auch u. d. Titel: **Fern dem Weltgeräusch.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

7r Bd. Auch u. d. Titel: **Erbauliches und Beschauliches.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

8r Bd. Auch u. d. Titel: **Brosamen für die Seele.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

9r Bd. Auch u. d. Titel: **Im stillen Kämmerlein.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

10r Bd. Auch u. d. Titel: **Anmuthige Erheiterungen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

11r Bd. Auch u. d. Titel: **Zum Vorlesen.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

12r Bd. Auch u. d. Titel: **Bunte Gestalten.** Erzählungen zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen. Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 M.

(1r—12r Bd. zusammen 12 M.)

Stein, Ottilie.

Bilder aus der schlesischen Heimat Erzählungen für die reifere Jugend

Regensburg 1887